

Tag des
offenen Denkmals
in Bochum

11. September 1994



Tag des offenen Denkmals 11. September 1994 in Bochum

Texte und Bilder

Mit Beiträgen von:

Dietmar Bleidick
Stephan Brakensiek
Astrid Dörnemann
Lutz Engelskirchen
Walter E. Gantenberg
Sigrid Godau
Hans H. Hanke
Dieter W. Hartwig
Dorothee Hasskamp
Stefan Kuhn
Claudia Lampmann
Herbert Lorenz
Jürgen Lotterer
Ina Minner
Ralf Molkenthin
Kerstin Peters
Ralf Peters
Hardy Priester
Wilhelm Roskam
Uwe Schäfer
Ferdinand Stoll
Johannes Sträter
Jens Tampier
Rolf Tasche
Hans-Georg Thomas

Veranstalter:

KORTUM - GESELLSCHAFT BOCHUM E.V.

Vereinigung für Heimatkunde, Stadtgeschichte und Denkmalschutz

STADT BOCHUM

Untere Denkmalbehörde / Presse- und Informationsamt

MUSEUM BOCHUM

Förderer:

Sparkasse Bochum, Sigma Coatings Farben GmbH, Siegel-Pils - das stolze Bier aus Westfalen, DMT -
Deutsche Montan Technologie Bochum, Buchhandlung Schaten
Historische Fakultät der Ruhr-Universität Bochum, ADFC-Allgemeiner Deutscher Fahrrad Club

Organisation und Redaktion für die Kortum-Gesellschaft Bochum e.V.:
Hans H. Hanke, Ralf Peters, Dietmar Bleidick

Über den "Tag des offenen Denkmals" 1994:

"Denkmalschutz live" - so bringt die Deutsche Stiftung Denkmalschutz die Idee auf den Punkt, die bereits im vorigen Jahr fast zwei Millionen Freunde in Deutschland fand. Seinen Ursprung hat der "Tag des offenen Denkmals" in Frankreich. Von dort inspiriert, rief der Europarat den "European Heritage Day" ins Leben, den "Tag des europäischen Erbes". An ihm beteiligten sich 1993 bereits 21 Länder. In Deutschland wurde dieser Tag erstmals 1993 organisiert.

Auch Bochum war im vorigen Jahr dabei. Der Besucherandrang hat uns ermutigt, in diesem Jahr wieder viel anzubieten: Den ganzen Tag zeigen wir im Museum Bochum eine Ausstellung zum Thema Geschichte und Denkmalpflege, am Vormittag können Bochumer Stadtteile und einige Denkmalpflege-Themen betrachtet werden. Am Nachmittag kurven wieder die BOGESTRA-Busse entlang einer festen Route von 16 geschichtsträchtigen Gebäuden, die sonst kaum zugänglich sind. Eine Fahrradtour nimmt die gleiche Spur auf. Diese Broschüre ist der vierte und "bleibende" Bestandteil der Veranstaltung, in ihr werden alle Punkte in Wort und Bild kurz vorgestellt.

Die Auswahl der Baudenkmäler folgt der Ansicht, das nicht nur gesetzlich garantierte Baudenkmäler für den "Tag des offenen Denkmals" in Frage kommen, sondern auch allgemein die Gebäude, die unsere Stadtgeschichte veranschaulichen können. Dies gilt um so mehr, als noch nicht alle "denkmalverdächtigen" Objekte in Bochum abschließend geprüft werden konnten. Unser Angebot entstammt der Aufzählung der frisch in die Denkmalliste der Stadt Bochum eingetragenen Baudenkmäler und der Denkmäler, an denen soeben Spannendes zu beobachten ist. Hinzu kommen Bauten, von denen wir meinten, das sie für viele interessant sind.

Mancher wird in unserer Zusammenstellung die denkmalwerten Bauten vermissen, die zur Zeit heftig umstritten sind. Da dem Gesprächsbedarf zu anstrengenden Erhaltungsfragen wie denen um das Stadtbad oder um die Christuskirche von der Stadt Bochum und der Kortum-Gesellschaft Bochum an anderer Stelle intensiv nachgekommen wird, wollen wir am "Tag des offenen Denkmals" auf die Erfolge des Denkmalschutzes hinweisen. Oft werden die positiven Ergebnisse in der öffentlichen Diskussion zu Unrecht übersehen.

Im letzten Jahr waren wir angenehm überrascht, als sich herausstellte, das Bochum ohne Absicht eines der größten deutschen Angebote hatte. Das war und ist nur durch die Begeisterung der Arbeitsgruppe möglich, in der im wesentlichen Absolventinnen und Absolventen der FAKULTÄT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFTEN AN DER RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM vertreten sind. Viel Engagement fanden wir auch bei anderen "geschichtsträchtigen" Gruppen, bei der RUHRWELLE BOCHUM, bei den Leihgebern, bei den Eigentümern der Denkmäler und bei Betrieben, die am und im Denkmal tätig sind. "Know how" und "manpower" steuerten der ADFC und die RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM bei. Sämtliche Beteiligte sind im Programmteil dieser Broschüre aufgeführt. Den größten Teil der Aktivitäten am "Tag des offenen Denkmals" finanzierten auch in diesem Jahr wieder Sponsoren. Wir haben Sie auf der Titelseite genannt.

Allen Helfern gilt unser herzlicher Dank. Wir hoffen, daß wir in Bochum auch diesmal einen interessanten "Tag des offenen Denkmals" bieten können.

Hans H. Hanke
für die Veranstalter

Inhalt	Seite
Tagesprogramm des 11. September 1994	4
„Da kannst Du Dir ein Bild von machen ...“ Ausstellung historischer Bochumer Modelle und EDV-gestützter Methoden der Denkmalpflege im Museum Bochum	6
Kohle war nicht alles Eine kleine Stadt im Bochumer Norden: Gerthe	10
Bürger und Bürokraten Ehrenfeld, der Stadtteil vom Reißbrett	14
Von der Borch und von der Bahn Rundgang durch Langendreer	18
Eine Spurensuche Wandel und Kontinuität rund um den Arnoldschacht in Werne	22
Vergessene Zeitzeugen an der oberen Cruismannstraße Geschichtliches aus Riemke	26
„Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr ...“ Kirchen in der Innenstadt	28
Zwischen Kappes und Sahnetörtchen Werkwohnungsbau und Genossenschaftssiedlung Anfang des 20. Jahrhunderts	32
Flachdach und Rasterfassade Bochums Weg zur modernen Großstadt	36
Leidens-Wege in Bochum Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933 - 1945	40
Wer anderen eine Grube gräbt ... Bergbauspuren im Bochumer Süden	42
Ein Schauspielhaus „... für die schwer arbeitende Bevölkerung“	44
Glockenspiele im Bochumer Rathaus	46
Drusenbergschule	48
Konsumverein „Wohlfahrt“	50
Bahnhof Dahlhausen	52
Zeche Carolinenglück 2/3	54
Kraftwerk Prinz Regent	56
Wasserturm Hattinger Straße 467	58
Hochbunker „In den Langenstuken“	60
Haus Langendreer	62
Fachwerkhaus „Boddes Kotten“	64
Der Jüdische Friedhof an der Wasserstraße	66
St. Vinzentius-Kirche	68
Ehrenmal Wattenscheid	70
Die „Notkirche“ von Otto Bartning in Hamme	72
Johanneskirche der Christengemeinschaft	74
ambiscara - Verein zur Förderung der Archäologie im Ruhrgebiet	76
Die Kortum-Gesellschaft Bochum e.V.	77

Tag des offenen Denkmals in Bochum

Sonntag, 11. September 1994

Vormittag 10.00 - 12.00, Treffpunkte unterschiedlich:

Fünf Spaziergänge durch die Geschichte der Bochumer Stadtteile:

Ehrenfeld, Treffpunkt: Hans-Schalla-Platz, Schauspielhaus Bochum / Führung: Dietmar Bleidick

Gerthe, Treffpunkt: Castroper Hellweg, Betriebshof Bogestra / Führung: Kerstin und Ralf Peters

Langendreer, Treffpunkt: Wallbaumweg, "Bahnhof Langendreer" / Führung: Hardy Priester, Ralf Molkenhain

Riemke, Treffpunkt: Marktplatz Riemke, Kath. Kirche / Führung: Wilhelm Roskam, Theo Pietka (Geschichtskreis Riemke)

Werne, Treffpunkt: Von-Waldthausen-Str., Eingang zum Schachtgerüst Robert-Müser / Führung: Ina Minner

Fünf Themen - Touren:

zur **Architektur der 50er-Jahre**, Treffpunkt: HBF Bochum, unter der großen Uhr / Führung: Sigrig Godau, Lutz Engelskirchen

zu **Siedlungen 1900 bis 1945**, Treffpunkt: HBF Bochum, Busbahnhof / Führung: Johannes Sträter, Ferdinand Stolz

zu **den Kirchen der Innenstadt**, Treffpunkt: Gustav-Heinemann-Platz, BVZ, Eingang Stadtbücherei

/ Führung: Dorothee Hasekamp, Jürgen Lotterer

zur **Frühgeschichte des Bergbaus**, Treffpunkt: Dr.-C.-Otto-Str., Haltestelle Bahnhof Dahlhausen

/ Führung: Walter Gantenberg (Bergmannsteich Bochum-Süd)

zu **Orten der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft**, Treffpunkt: Wielandstraße, vor dem Bergbaumuseum

/ Führung: Hans-Jürgen Erker (Stadtarchiv Bochum)

Die Ruhrwelle Bochum

sendet vormittags von 10.00 bis 12.00 Uhr live vom Platz vor dem Museum Bochum/ Berichterstattung Volker Roth und Jens Tampier

Nachmittag 13.00 - 17.00, Treffpunkt Bochum Hauptbahnhof:

Buslinien (BOGESTRA) im 30-Minuten-Takt zu 16 Denkmälern und einer Ausstellung. Auskunft am **Info-Stand Busbahnhof**: Kerstin Peters

Fahrradlinie (ADFC). Start ca. 13.00 Uhr vor dem Museum Bochum / Führung: Bernhard Raeder

Museum Bochum,
Kortumstr. 147

Das Museum Bochum steht im "Denkmalbereich Stadtparkviertel". Hier erklären am "Tag des offenen Denkmals" zahlreiche Modellbauten vergangene Situationen in Bochum. Ein Büchertisch offeriert Literatur zur Bochumer Geschichte. EDV-gestützte Methoden der Denkmalpflege werden ebenfalls vorgestellt. Der Verkauf von Rubbel-Losen dient der Denkmalförderung durch die Nordrhein-Westfalen-Stiftung / Führung: Michaela Ernst, Andrea Schmidt; Daniela Doninger (Sigma-Coatings); Elisabeth Lanfer (Buchhandlung Schatten)

Zentrale Ausstellung
10.00 Uhr bis 20.00 Uhr

Schauspielhaus Bochum,
1953,
Königsallee 15,
Architekt Gerhard Graubner

Der erste große deutsche Theaterbau nach dem Zweiten Weltkrieg hat bis heute seine zeittypisch "geschwungene" Architektur und Inneneinrichtung bewahrt und soll demnächst auch mit europäischen Mitteln für Denkmalpflege restauriert werden. Unterstützt durch das Schauspielhaus Bochum / Führung: Hardy Priester

Glockenspiel - Konzert,
im Rathaus
Willy-Brandt-Platz

Das 1929 in Bronze gegossene Glockenspiel entstand nach seiner Zerstörung durch Bomben 1950 neu und wird am "Tag des offenen Denkmals" halbstündlich "live" bespielt und erklärt werden.
/ Führung: Christoph Seehase, Jörg Biesler

Drusenbergschule,
1913-1916,
Drusenbergstr. 33,
Architekt Karl Elkart

Der originelle Backsteinbau ist mit Märchenmotiven geschmückt und verrät durch seine gut gewählten Proportionen den Architekten, den später als Hannoveraner Stadtbaurat berühmten Elkart. Die Schule wurde aufwendig restauriert und überrascht auch durch ihre jetzt wieder erkennbare expressive Ausmalung / Führung: Jürgen Lotterer

Konsumverein Wohlfahrt,
1914 - 1927,
Königsallee 178,
Architekt
Heinrich Schmiedeknecht

Als "Zusammenschluß der wirtschaftlich Schwachen zum gemeinsamen Einkauf" war die 1902 gegründete Genossenschaft so erfolgreich, daß sie 1914 eine große Anlage mit eindrucksvoller Architektur errichten konnte / Führung: Dietmar Bleidick, Jens Tampier

„Da kannst Du Dir ein Bild von machen ...“

Ausstellung historischer Bochumer Modelle und EDV-gestützter Methoden der Denkmalpflege im Museum Bochum

"Modello" sagt der Italiener und meint das Muster, den Entwurf, das Vorbild, die Nachbildung. Aus dem Italienischen stammt unser Wort und unsere Vorstellung von einem Architekturmodell. Wie vielfältig die seit der Antike bekannte Kunst des Modellbaus sein kann, möchten wir in der Ausstellung zeigen. Mehr oder weniger historische Situationen aus Bochum sollen unterhalten und zur Diskussion anregen.

Ein Beispiel für Entwurfsmodelle einzelner Gebäude ist ein Modell des Deutschen Bergbaumuseums, das entstand, um die Wirkung des Fördergerüsts über dem Hauptgebäude zu überprüfen, bevor die eigentliche Montage begann. Auch ein Modell des sogenannten „Öko-Dreiecks“, einer unter ökologischen und denkmalgerechten Gesichtspunkten sanierten Siedlung der VEBA-Wohnen, gehört zu derselben Art von Entwurfsmodellen. In diese Kategorie gehört auch ein aufwendiges Modell des Ruhr-Stadions.

Städtebauliche Modelle dienen der vorausschauenden Überprüfung späterer Sichtbeziehungen, Größenverhältnisse und Ensemblewirkungen noch zu errichtender Bauten in ihrem Umfeld. Aus der Modellwerkstatt des Planungsamtes Bochum befinden sich in der Ausstellung Modelle aus den Bereichen Stadtpark, Rathaus und Christuskirche, Schauspielhaus und Propsteikirche / Pauluskirche.

Zur reinen Veranschaulichung wurden Modelle von Gebäuden gebaut, deren Besichtigung nicht so leicht möglich ist. Zur Wiederaufbau-Ausstellung des Stadtarchives Bochum „Vom Trümerfeld ins Wirtschaftswunderland“ gehörten die Architekturmodelle zweier Arbeiterwohnhäuser aus Stahlhausen sowie das Modell der katholischen Kirche St. Nikolaus von Flüe, deren Original vom Architekten Otto Weicken 1955/56 errichtet wurde.

Erinnerungsmodelle werden von Situationen erstellt, die so nicht mehr sichtbar sind. Manchmal beruhen sie auf alten schriftlichen Quellen, wie die Modelle von Haus Langendreer oder das Modell der Gemeinde Riemke. Beide Modelle beruhen auf den sogenannten Urkataster-Karten aus der Zeit um 1830. Sehr viel Phantasie und Einfühlungsvermögen war nötig, um Modelle wie das von Bochum um 1200 zu bauen. Sie sollen den Betrachter anregen, sich mit der historischen Situation und Geschichte auseinanderzusetzen.

Ein reines Arbeitsmodell ist die Darstellung des jungsteinzeitlichen Großhauses mit seinen Nebengebäuden, dessen Reste 1952 bis 1953 durch Karl Brandt und seine Mitarbeiter in Bochum-Hiltrop ausgegraben werden konnte. Bis heute gilt dieser Fund als der eindrucksvollste Nachweis der ältesten Siedlungsperiode im „Ruhrgebiet“, weitere Modelle stehen in Münster, Marl und Herne. Dieses Modell aus dem Besitz der Kortum-Gesellschaft hat seinen Wert auch darin, daß Karl Brandt es selbst angefertigt hat.

Modelle geben sehr anschaulich Situationen wieder. Sie zeigen aber auch, wie diese Situationen vom Modellbauer aufgefaßt werden. Darauf weisen insbesondere Arbeiten sachkundiger Laien hin, wie die sehr sorgfältig und hübsch gearbeiteten Modelle der Vinzentius-Gemeinde. Beispiele für romantische Interpretationen sind ein weiteres Modell von Haus Langendreer aus dem Besitz der Schule in Haus Langendreer oder der modellhafte Rekonstruktionsversuch



Modell: Rekonstruktion der Bochumer Innenstadt 1298
Photo: Stefan Kuhn

der Burg Blankenstein, der im Besitz des Hattinger Heimatmuseums ist. (Bei Drucklegung der Broschüre steht noch nicht fest, ob diese Modelle präsentiert werden können). Um die Anschauung geht es auch bei den weiteren Themen der Ausstellung im Museum Bochum.

Stefan Kuhns Photographien der „offenen Denkmäler“ der Jahre 1993 und 1994 sollen eine Zusammenschau dieser steinernen Geschichtszeugen möglich machen. Sein Blick auf die Architektur verstärkt die Aussage der Bauten in ganz charakteristischer Weise.

Dokumentiert wird der Weg, den Rolf Elsen und sein Team für das Bochumer „DMT-Institut für Lagerstätte, Vermessung und Angewandte Geophysik“ gegangen sind, um das Herrenhaus auf dem Gelände des Adelssitzes „Haus Langendreer“ wiederzufinden. Näher geschildert wird ihr Verfahren im Abschnitt zum Denkmal „Haus Langendreer.“

Die farbige Gestaltung historischer Bauten ist eine besonders anspruchsvolle Aufgabe und nicht wenige Hauseigentümer haben sich ihr Farbkonzept vorher anders gedacht, als es hinterher an der Hauswand wirkt. Bei der Firma Sigma Coatings kann man sich jetzt Wünsche ausmalen lassen. Zwei Beispiele verdeutlichen das EDV-Verfahren im Museum.

Eines davon ist das Gestaltungskonzept des Schulgebäudes Liboriusstr. 30 - 31. Zukünftig wird die ehemalige Volks-, Grund- und Hauptschule als Ausbildungsort für Lehrerseminare genutzt. Die Liboriuschule wurde um 1909 vom damaligen Stadtbaumeister im Jugendstil errichtet.

Die ursprüngliche Fassadengestaltung war auf eine Materialsichtigkeit ausgerichtet. Putz, Stuck und Sandsteinelemente sorgten mit ihren verschiedenen Oberflächenstrukturen für eine klare Gliederung, wobei sie annähernd den gleichen Farbton hatten. Schwierig war es nun, die klare Gliederung bei dem neuen Farbkonzept zu berücksichtigen. Mit Hilfe des Computers wurde als beste Lösung eine senkrechte Gliederung erarbeitet. Problematisch war nach wie vor, daß man nicht alle Flächen, die die gleiche Struktur haben, mit dem gleichen Farbton beschichten konnte. Da die Jugendstilfassade nicht für eine farbliche Gliederung konzipiert war, mußten optische Aspekte in den Vordergrund gestellt werden. Bei der Erarbeitung des Farbkonzeptes wurde darauf geachtet, daß das Gebäude repräsentativ und einladend wirkt und sich in das Umfeld integriert.

Hans H. Hanke und Claudia Lampmann



Computer-erstellter Fassadenaufriß der Liboriuschule in Grumme
Computer-Animation: Sigma-Coatings Farben GmbH

Kohle war nicht alles

Eine kleine Stadt im Bochumer Norden: Gerthe

Am Bochumer Ortsteil Gerthe fällt noch heute seine relativ isolierte Lage inmitten von viel Grün zwischen Bochum, Herne und Castrop auf. Diese geographische Eigenständigkeit führte in Verbindung mit dem Einzug der Industrie durch das Abteufen des ersten Schachtes der Zeche Lothringen 1872 zur Entwicklung einer aufblühenden Großgemeinde. Aus wenigen Hundert wurden bis zum ersten Weltkrieg bereits Tausende von Einwohnern; der Ort wuchs von seinem bäuerlichen Kern in die Breite zwischen Castroper Hellweg und Zeche.

Die Schachtanlage Lothringen war nicht nur der Auslöser dieser umwälzenden Entwicklung, sondern auch über fast ein Jahrhundert der Motor des Gerther Wirtschaftslebens. Wirtschaftlicher Fortschritt und Repräsentationsbedürfnisse veranlaßten die Zecheneigner, ihre Anlage nach 1900 im damals aktuellen Jugendstil um- und auszubauen, was besonders deutlich das Verwaltungsgebäude an der Lothringer Straße (1907, erweitert 1915) zeigt. Leider wurden die beiden Fördergerüste der Anlage gegen den Widerstand der Bevölkerung 1980 abgebrochen. Die auffällige gelb-rote Gestaltung findet sich auch an vielen von der Zeche gebauten Wohnhäusern wieder. Große Teile von „Gerthe in Westfalen“, wie die stolze Eigenbezeichnung lautete, entstanden direkt oder indirekt durch Lothringen, so auch 1908/09 die Siedlung Schwerinstr./Heinrichstr. Das einheitlich-geschmackvolle ursprüngliche Bild der dortigen Häuser ist angesichts massiver Eingriffe der letzten Jahre nur noch schwer nachzuvollziehen.

Die Veränderungen, die sich für das Bauerndorf Gerthe mit der Industrialisierung ergaben, waren in jeder Beziehung einschneidend: Eine ganze Infrastruktur mußte geschaffen werden. Noch heute vermittelt der alte Straßenbahnbetriebshof einiges von seinem ursprünglichen Erscheinungsbild. Das jetzige Ensemble stammt aus dem Jahr 1912; die hochmodernen Giebelformen künden vom Fortschrittsglauben eines innovativen Geschäftszweiges. Der Straßenbahnknotenpunkt Gerthe mit Strecken in Richtung Bochum, Herne und Castrop zeigt sich auch in der höchst ungewöhnlichen, neoklassizistischen ehemaligen Haltestelle am Castroper Hellweg.

Neben einigen Volks- bzw. Grundschulen, deren besterhaltene, die Heuwegschule, sich an der Gerther Straße befindet, entstand in Gerthe auch eine höhere Schule, das heutige Heinrich-v.-Kleist Gymnasium - ungewöhnlich für eine Gemeinde dieser Größe. Eine ab 1919 bestehende Mittelschule wurde bis 1930 zielstrebig zur Oberrealschule ausgebaut und nach 1945 als Gymnasium weitergeführt. Mitten in der Inflation wurde für diese Schule an der Hegelstraße ein neues, wuchtiges Gebäude errichtet, das in dieser Funktion von 1923 bis 1977 genutzt wurde. Der äußerlich fast unverändert erhaltene Bau zitiert sowohl Renaissance als auch Klassizismus. Nachfolgend ließ die Schule im zeittypischen Stil der 1920er Jahre eine Turnhalle bauen, die bis heute neben dem Amtshaus in dieser Form genutzt wird. Damit stellt dieses Gebäude in Bochum eine Rarität dar.

Die christliche Seelsorge hatte in der schnell wachsenden Gemeinde Mühe, sich der stetig anschwellenden Gläubigenschar anzupassen. Eine sehr einfache katholische Hallenkirche auf dem Markt, die 1894 als erste Kirche in Gerthe überhaupt errichtet wurde, erwies sich schnell als zu klein, so daß einzig ein Neubau Abhilfe schaffen konnte. Dieser wurde 1912/13 nach den Plänen des Dortmunder Architekten F.J. Klomp für 170.000 RM an der Hiltroper Landwehr knapp außerhalb der Ortsbebauung errichtet. St. Elisabeth ist eine ungewöhnlich groß dimensionierte Kirche. Für sie trifft zu, was auch für Oberrealschule und Betriebshof gilt: Repräsentation des Selbstbewußtseins einer aufstrebenden Kleinstadt. Die neoromanische Basilika mit



Zeche Lothringen 1/2, Fördermaschinenhaus und Verwaltungsbau
Photo: Stefan Kuhn

weit mehr als 1.000 Sitzplätzen fällt vor allem durch die gut strukturierte Sandsteinfassade mit zahlreichen Fresken auf. Die katholische Gemeinde war und ist auch Betreiber des St. Maria Hilf Krankenhauses aus den 1920er Jahren auf dem Nachbargrundstück der Kirche. Auch die evangelische Gemeinde sah sich in der Notwendigkeit, ein neues Gotteshaus zu errichten. Dies geschah 1910 mit der Einweihung der Christuskirche an der Lothringer Straße in unmittelbarer Nähe zur Zeche. Die Kirche ist nach damaligem Verständnis als reiner Jugendstilbau äußerst modern geraten, wobei leider die originale Innenausmalung bei einer Renovierung 1955 verlorenging. Bezeichnend ist, daß der Bau dieses unter Denkmalschutz stehenden Gotteshauses wie auch derjenige der katholischen Kirche nur mit erheblicher finanzieller Unterstützung der Zeche Lothringen möglich war.

Bedeutendster Ausdruck der Gerther Eigenständigkeit ist bis heute das Amtshaus an der Heinrichstraße. Nach der Eingemeindung von Hiltrop zählte Gerthe 1907 mehr als 7.700 Einwohner und hatte Harpen als alten Sitz der Amtsverwaltung weit überflügelt. So war die logische Konsequenz der Bau eines neuen Amtshauses in Gerthe. Das von dem Bremer Architekten Heinrich Maehl errichtete repräsentative Sandsteingebäude war ungewöhnlich aufwendig gestaltet, wobei besonders die holzvertäfelte Inneneinrichtung des Sitzungssaals sowie die Räume des Amtmanns erwähnt werden müssen. Zur größten Blüte kam die Gemeinde Mitte der 1920er Jahre, nachdem 1926 Harpen und Kornharpen zu Gerthe gekommen waren. Als besonderes Manko wurde der fehlende Bahnhof empfunden, so daß es nicht an Versuchen mangelte, die Reichsbahn zur Errichtung einer Bahnlinie über Gerthe zu bewegen. Die Großgemeinde Gerthe hatte schließlich 22.000 Einwohner, doch beendete die Eingemeindung nach Bochum 1929 nicht nur die Bahnhofs-idee, sondern auch alle aufkeimenden Träume von der Verleihung der Stadtrechte. Zuvor bereits hatte es hochfliegende Pläne über die Errichtung einer „Neuen Gerther Mitte“ gegeben. Sie sollte an der Kreuzung Heinrichstraße/Castroper Hellweg beginnen und sich über den sogenannten Festplatz erstrecken. Nach dem Verlust der Selbständigkeit verschwanden die Pläne in der Schublade, einziges übriggebliebenes Indiz ist die bereits erwähnte aufwendige Straßenbahnhaltestelle.

Das heutige Bild Gerthes wird noch stark von der Ortsentwicklung im Schatten der Industrialisierung bestimmt. Der alte bäuerliche Ortskern lag entlang der Gerther Straße; gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann sich der Ort auch entlang des Castroper Hellwegs und zur Zeche Lothringen hin zu entwickeln. In der Folge dieses Prozesses entstanden vor allem die Lothringer Straße und der Marktplatz; Castroper Hellweg und Hiltroper Landwehr wurden geschlossen bebaut. Das so entstandene Straßenbild hat sich zum Teil konserviert; es wird bestimmt von den verschiedenen Stilen des Historismus sowie stark vom Jugendstil. Moderne Bauten, wie etwa das Eckhaus Lothringer Straße/Hegelstraße im Stil eines großstädtischen Kaufhauses, sind eher die Ausnahme. Vor allem in seinem oberen Teil hat sich als besonders schönes Jugendstilgebäude das Haus Lothringer Straße 10 erhalten. Die beiden vorgenannten Gebäude sind nur zwei Beispiele für viele gut erhaltene Altbauten in Gerthe.

Mit der Schließung von Lothringen 1/2 1967 hat Gerthe seinen einzigen Großbetrieb verloren, doch gab es auch positive Struktursignale im Bochumer Norden. Das bedeutendste ist der Neubau des Schulzentrums an der Heinrichstraße in den 70er Jahren. Die Erweiterung des Heinrich-v.-Kleist Gymnasiums und die Einrichtung einer Haupt- und Realschule kann vor allem als Strukturmaßnahme gewertet werden.

Kohle war tatsächlich nicht alles, doch sie hat, wie eine heutige Bestandsaufnahme offensichtlich macht, eine Menge bewegt.

Kerstin und Ralf Peters



Straßenbahnbetriebshof Gerthe, erste Ausbauphase um 1910
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

Bürger und Bürokraten

Ehrenfeld, der Stadtteil vom Reißbrett

Durch die Eingemeindungen von Grumme, Hamme, Hofstede und Wiemelhausen verdoppelte sich 1904 die Bevölkerung auf 120 000 Einwohner. Bochum wurde endgültig zur Großstadt.

Bereits 1898 hatte der Bauunternehmer Clemens Erlemann (1865-1937) die durch Bevölkerungswachstum und Raummangel notwendig gewordene Erweiterung des Stadtgebietes vorausgesehen und von Otto von Schell, dem Besitzer des Hauses Rechen in Wiemelhausen, einen Teil seines Landes erworben. Das Gebiet lag verkehrsgünstig an der Stadtgrenze südlich des damaligen Hauptbahnhofes.

1903 begann Erlemann mit ersten Planungen für eine Bebauung der größtenteils aus Wald und Wiesen bestehenden 380 ha großen Fläche. Die Entwürfe zeigen ein in Nord-Süd-Richtung verlaufendes Rechteck in den Grenzen (heutiger Verlauf) Hattinger Straße/Oskar-Hoffmann-Straße, Knüwerweg, Waldring, Hunscheidtstraße, das durch die Königsallee in zwei Hälften geteilt wird. Die Straßenzüge sind mit Ausnahme des Romanusplatzes rechtwinkelig zueinander angeordnet, während im Süden der heute noch vorhandene Wald bestehen blieb. Nach Vorbild des Kölner Stadtteiles Ehrenfeld wollte Erlemann Wohnraum für Angestellte, Beamte und höhere Bevölkerungsschichten schaffen und diesen von den Arbeitervierteln der Umgebung abgrenzen. Die Gemeinde Wiemelhausen unterstützte seine Bemühungen, da sie selbst nicht in der Lage war, aus eigenen Mitteln die Anlegung der Straßen zu finanzieren. Der Eingemeindungsbeschluss zum 1. April 1904 stand aber fest und so wurde der Stadt Bochum per Eingemeindungsvertrag die Finanzierung aufgebürdet.

Bereits um die Jahreswende 1904/05 begann man mit den Erschließungsarbeiten für den ersten Teilabschnitt der Königsallee bis zur Farnstraße und der anliegenden Straßen sowie dem Bau erster Wohnhäuser. Um Investoren anzulocken und die Entwicklung voranzutreiben, überließ Erlemann den beiden Konfessionen und dem Allgemeinen Knappschaftsverein kostenlos Grundstücke mit der Auflage, sie umgehend zu bebauen. Außerdem errichtete er 1907 auf eigene Kosten das „Orpheum“, später „Apollo“ als Varieté- und „Schaustellungstheater“.

Anfang der 1920er Jahre war der Bebauungsplan abgeschlossen. Während im Norden Verwaltungs- und Mietshausbebauung dominierten, befand sich im Südtail aufgelockerte Wohnbebauung mit Bürgerhäusern wie der im Jugendstil erbauten Villa des Wagen- und Automobilfabrikanten Lueg an der Königsallee, sowie dem Lyzeum II (heute Graf-Engelbert-Schule) und der Drusenbergschule. Ergänzt wurde das Stadtbild bis 1933 durch die „Lichtburg“ (1931-1933), einem der modernsten deutschen Kinos an der Ecke Königsallee/Hattinger Straße und das Parkhotel Haus Rechen (1927-1930), dem renommiertesten Hotel des Ruhrgebietes an der Königsallee/Christstraße. Beide Gebäude waren von Emil Fahrenkamp errichtet und trugen zum modernen Gesamteindruck des neuen Stadtteils bei.

Während des großen Bombenangriffs auf Bochum am 4. November 1944 wurde ein Großteil des Ehrenfeldes vernichtet. Zwar änderte sich durch die Zerstörung fast aller öffentlichen Gebäude und den Wiederaufbau das Bild des Stadtteils, doch ging der ursprüngliche Charakter durch die weitgehende Beibehaltung der Straßenzüge nicht verloren.



St. Meinolphus-Kirche, Nord- und Westfassade
Photo: Stefan Kuhn

Die St. Meinolphus-Mauritius-Gemeinde entstand 1902 durch Ausgliederung aus der St. Marien-Gemeinde an der Viktoriastraße. Am 4. Oktober 1908 konnte der Grundstein für die von dem Bochumer Architekten Hermann Wielers entworfene dreischiffige Kreuzkirche im romanischen Übergangsstil an der Hattinger Straße gelegt werden. Zum Neujahrstag 1913 wurde die Pfarrei mit ihren 8000 Angehörigen eigenständig. Nach Fertigstellung der expressionistischen Innenmalereien wurde die Kirche 1931 eingeweiht.

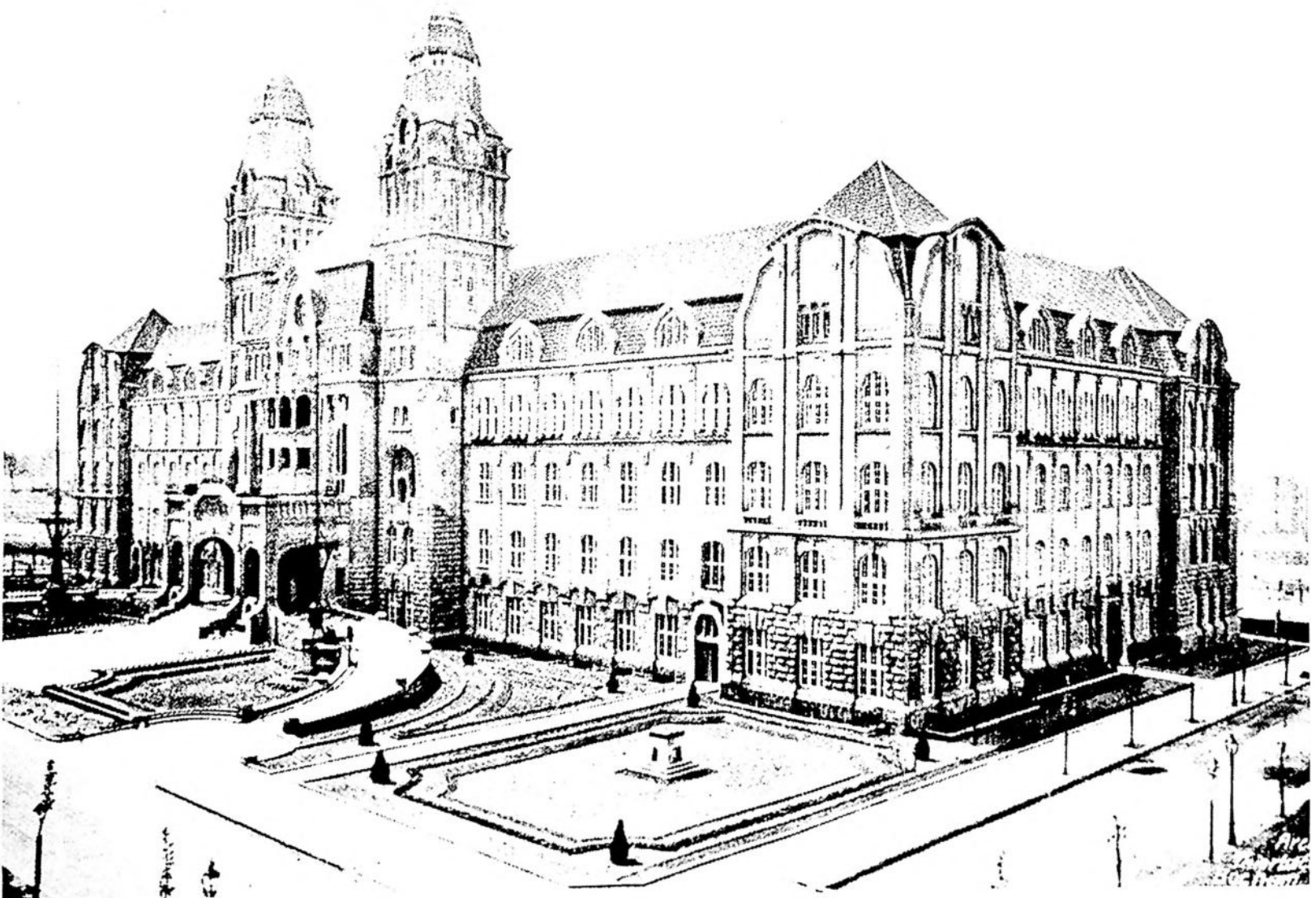
Drei Jahre nach der katholischen Gemeinde begann die evangelische mit dem Bau der Melanchton-Kirche an der Königsallee auf dem Gelände des Friedhofs der Familie von Schell nach den Plänen der Architekten Krieger und Hutlet. Ein baugleiches Exemplar steht in Velbert. Das Gebäude ist nach dem „Wiesbadener Programm“ als Predigtkirche konzipiert, die Kanzel ist von allen Seiten sichtbar, störende Säulen existieren nicht.

Hinter dem Schauspielhaus, wo sich heute die Kammerspiele befinden, stand bis 1944 das Haus Rechen. Erstmals erwähnt wurde die „villa hreni“ 890 im Heberegister der abgabepflichtigen Höfe des Klosters Werden. 1045 war es Gerichtshof der Grafen von der Mark, im 14. Jahrhundert Sitz der Familie von Rechen. Nach Erbstreitigkeiten gelangte es 1555 in den Besitz der Familie Vittinghoff genannt Schell, einem weitverzweigten, im Ruhrtal ansässigen Adelsgeschlecht. Seit 1905 befand sich im Haupthaus eine Gaststätte und im Seitentrakt eine Kegelbahn. Die Stadt Bochum kaufte Haus Rechen 1915 und richtete dort ein Heimatmuseum ein.

1794 verbot das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten die Bestattung in Kirchen. Johann Carl Adolph von Schell (1767-1835) verlor damit die angestammte Begräbnisstätte in der evangelischen Pauluskirche. Da er den einzigen Bochumer Friedhof um die St. Peter und Paul-Kirche nicht nutzen wollte, erwirkte er bei dem Präfekten des Ruhr-Departements, Freiherr von Romberg, 1809 die Erlaubnis, auf seinem Besitz eine eigene Grabstätte anzulegen. 1812 ließ er die Grabsteelen und -platten seiner Familie von der Pauluskirche dorthin überführen: Georg Christoffer (1613-1677), Wenmar Goswin (1645-1666), Conrad Johann (gest. 1695) und Klara Elisabeth (1683-1734). Nach dem Tod Johann Carl Adolphs 1835 wurden bis 1874 noch sechs Familienmitglieder bestattet, jedoch erhielt bis auf ihn niemand einen Grabstein. Im gleichen Jahr wurde auch die Adlersäule für Friedrich von Schell aufgestellt. Friedrich war der erste Amtmann im 1845 neu geschaffenen Amt für die 13 Bochumer Landgemeinden. 1848 wurde er Premierleutnant der Königlich-Preußischen Landwehr, fiel im Jahr darauf bei der Niederschlagung des Badischen Aufstandes bei Durlach und wurde in Weingarten bestattet. Beim Bau der Kirche mußten die Grabsteine verlegt werden.

1908-1910 entstand an der Pieperstraße das neue Knappschaftsgebäude nach Plänen des Königl. Baudirektors a. D. Thierbach. Der im Neobarock gehaltene Zweckbau besaß vier Etagen, die innen von drei Lichthöfen unterbrochen waren. Im vorderen Teil befanden sich die Repräsentationsräume und die Spezialabteilungen, im hinteren Teil die Versicherungsabteilung mit über die gesamte Gebäudelänge (110 m) reichenden „Großraumbüros“, die mit einem vom Keller bis zum Dachgeschoß reichenden Aktenspeicher in Eisenkonstruktion verbunden waren. Dieser war in jeder Etage mit einer Zwischenebene versehen und konnte in 400 000 Fächern etwa drei Millionen Akten aufnehmen. Der in der Gebäudemitte gelegene Sitzungssaal wurde von zwei Türmen mit Kupferdach flankiert, in denen die sich die Räume der Werksvertreter (Süd) und der Versichertenvertreter (Nord) befanden, was die Zusammenarbeit der beiden Gruppen symbolisieren sollte.

Dietmar Bleidick



Gebäude des Allgemeinen Knappschaftsvereins, nach 1910
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

Von der Borch und von der Bahn Rundgang durch Langendreer

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Gegend von Langendreer bereits in merowingischer Zeit besiedelt. Mehr gesicherte Erkenntnisse liegen aber nicht vor, da die schriftlichen und archäologischen Quellen eher spärlich sind. Die in der Heimatliteratur immer wieder zu findende Vermutung, daß an der Stelle, an der heute das "Haus Langendreer" steht, bereits im 6. Jahrhundert eine sächsische Fliehburg und dann später ein karolingischer Königshof gestanden habe, läßt sich nicht belegen. Der erste gesicherte Hinweis auf den Ort Langendreer findet sich in einer Abgabeliste der Abtei Werden, die etwa um 880 entstanden ist.

Mit Sicherheit war das "Haus Langendreer", welches zunächst von der Familie von Dreer bewohnt wurde, keine Burg im traditionellen Sinn. Dabei hat es sich wohl eher um einen großen Bauernhof gehandelt, der vielleicht von einer Gräfte umgeben war.

Im Jahre 1448 heiratete der aus Ostwestfalen stammende Arndt von der Borch Bate von Dreer, das letzte Mitglied der Familie von Dreer, weshalb von diesem Zeitpunkt an der Name von der Borch maßgebend in Langendreer ist. Aber erst im 17. Jahrhundert wurde es als Folge einer Erbteilung zum Wohnsitz der Familie. Wahrscheinlich machte diese Tatsache die Instandsetzung der damals verwahrlosten Anlage notwendig, in deren Verlauf die Gebäude entstanden, die heute noch sichtbar sind. Außer diesen entstand um 1643 noch ein repräsentatives Herrenhaus im Barockstil.

Bis ins 20. Jahrhundert hinein war das Anwesen im Besitz der Familie von der Borch. 1905 wurde es an die Bergwerksgesellschaft Louise Tiefbau verkauft, die drei Jahre später das Herrenhaus wegen seiner Bauauffälligkeit abreißen und in den übrigen Gebäuden Bergarbeiterunterkünfte einrichten ließ.

1969 kaufte das Land das Gelände, stellte die erhaltenen Gebäude 1970 unter Schutz und bezog diese in die dort errichtete Sonderschule für körperbehinderte Kinder ein.

Der erste Bahnhof der Rheinischen Eisenbahn (heute S-Bahnhof Langendreer) konnte an der Strecke Bochum Nord - Langendreer Nord - Dortmund Hörde im November 1874 in Betrieb genommen werden. Besonders wichtig war dabei der Anschluß an die Zeche Bruchstraße. Sechs Jahre später wurde eine zweite Strecke von Langendreer-Nord über Witten-Ost nach Löttringhausen eröffnet. Am 1.1.1882 gingen die Bergisch-Märkische Eisenbahn und die Rheinische Eisenbahn in den Besitz der Königlich Preußischen Eisenbahn-Verwaltung über, womit nun die Unterscheidung zwischen Langendreer-Süd und -Nord getroffen werden mußte.

Der Aufschwung der nächsten Jahre machte spätestens ab 1900 den Ausbau der Güterbahnhöfe zum Verkehrsknotenpunkt notwendig, wobei die noch landwirtschaftlich genutzten Flächen zwischen beiden Bahnhöfen ab 1906 restlos mit Gleisen und zwei Ablaufbergen bedeckt wurden. Es entstand damit ein großer Verschiebebahnhof mit 28 Gleisen. Im Zuge dieser Veränderungen wurden auch der Personenverkehr zentralisiert, wofür das mit Jugendstilelementen versehene Empfangsgebäude in Langendreer Nord am 1. April 1908 eingeweiht wurde. Der schienengleiche Übergang wurde bis 1913 durch die heutige Unterführung ersetzt. Dazu mußten einerseits die Bahngleise höher gelegt und ein Damm geschüttet, andererseits die Straßen abgesenkt werden.

Während nach dem Zechensterben aus dem "Grubenbahnhof" durch Opel ab 1962 sozusagen ein "Industriebahnhof" wurde, ging der Personenverkehr immer mehr zurück, so



Bahnhof Langendreer, 20er Jahre
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

daß im Sommer 1982 der D-Zughalt Langendreer aufgegeben wurde. Mit Aufnahme des Taktverkehrs der S-Bahn im September 1983 wurde der Personenbahnhof Langendreer stillgelegt und ein S-Bahnhaltepunkt eingerichtet. Seit 1985 steht der Bahnhof Langendreer unter Denkmalschutz, 1987 wurde dort ein Kulturzentrum untergebracht.

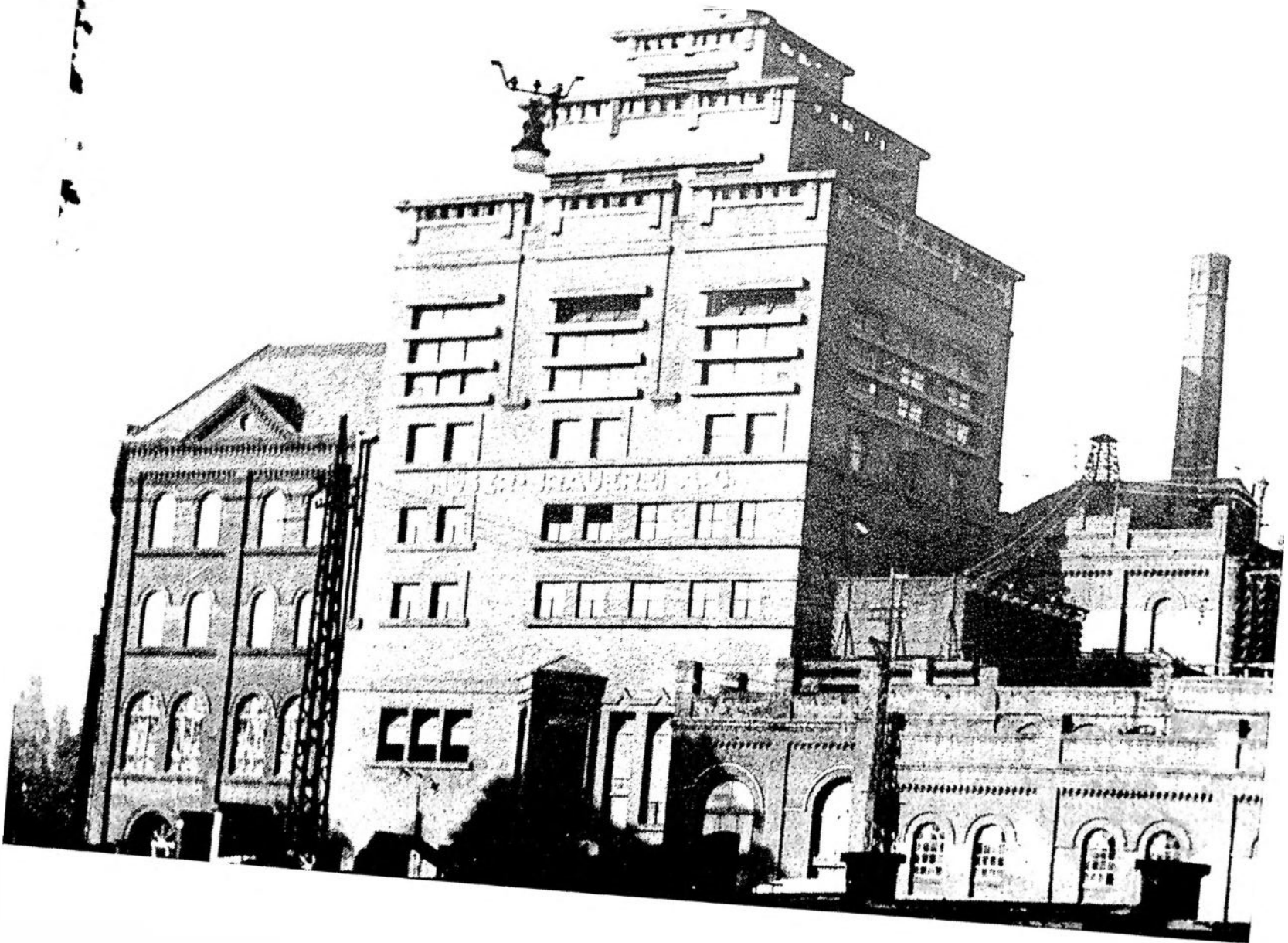
Der Kaufmann Johann Wilhelm Müser gründete 1806 eine Hausbrauerei, eine Schnapsbrennerei und einen Laden mit Schankwirtschaft. Seine Söhne Wilhelm und Heinrich brauten ab 1866 in der Dampfbrauerei Gebr. Müser bayerisches Bier. So konnte die Produktion von 300 00 hl im Geschäftsjahr 1886/87 auf 140 000 hl im Jahr 1907 gesteigert werden. An der Hauptstraße entstanden von 1925-28 neue Sudhausanlagen mit Malzsilo und Kühltürmen, ein für die damalige Zeit sehr großer Flaschenbierkeller, die mit vier Dampfmaschinen bestückte Maschinenhalle, ein Kesselhaus, sowie Speicher-, Abfüll- und andere Betriebshallen. Auf der anderen Seite der Hauptstraße waren das bis heute erhaltene Verwaltungsgebäude, die Remise und die Automobilhalle (mit einem wunderschönen Jugendstilrelief) untergebracht. 1928 besaß die Müser-Brauerei 13 eigene Eisenbahnwaggons, 20 Lastkraftwagen und einen eigenen Pferdefuhrpark.

Am 1. September 1961 ging die Müser-Brauerei durch Fusion in den Besitz der Schultheiß-Brauerei AG über, die sich dadurch eine Stärkung ihres Absatzes erhoffte. Aufgrund von Konzentrationen im Braugewerbe, dem enormen Kostenanstieg, einer Marktsättigung in den 70er Jahren und erwünschter Rationalisierung wurde im Oktober 1974 die Schließung des Standorts Langendreer beschlossen, wobei die Produktion der eigenständigen Marke Schultheiß von der Schlegel-Brauerei in der Innenstadt übernommen werden sollte. Zum 30. Juni 1975 schloß die Brauerei ihre Tore.

Heute sind auf dem Gelände eine Diskothek, eine Kegelbahn und ein Supermarkt beheimatet. Im Juli 1994 erfolgte die Unterschutzstellung des Sudhauses, das sich heute in einem desolaten Zustand befindet.

Auf dem evangelischen Friedhof befindet sich ein Denkmal, das an das Schlagwetterunglück erinnert, das sich im Jahre 1868 auf der Zeche Neu-Iserlohn ereignet hat und 81 Bergarbeitern das Leben kostete. Es ist auf dem Massengrab errichtet worden, in dem die 27 aus Langendreer stammenden Bergleute beigesetzt wurden, die bei diesem Unglück umkamen. Es ist eines der ersten seiner Art im Ruhrgebiet. Darüber hinaus repräsentiert es mit dem Bergbau einen wichtigen Faktor der Langendreerer Geschichte, der seit der Mitte des letzten Jahrhunderts neben der Landwirtschaft zum dominierenden Element im Leben der Gemeinde wurde und ihr Gesicht entscheidend verändert und geprägt hat.

Ralf Molkenthin und Hardy Priester



Kaiser-Brauerei, Sudhaus nach 1938
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

Eine Spurensuche

Wandel und Kontinuität rund um den Arnoldschacht in Bochum-Werne

Im 19. Jahrhundert blieb auch Werne vom Einfluß der Montanindustrie nicht verschont. Das Abteufen des Schachtes Jacob der Zeche Heinrich Gustav - benannt nach dem Berghauptmann Theodor Jacob - begann 1855, 1859 nahm man die Förderung auf. 1862 folgte Schacht Arnold, der seinen Namen nach dem damaligen Bergmeister Arnold von der Becke erhielt, und 1882 der Wetterschacht Gustav. Die Fördermenge von 143 000 Tonnen bei 595 Beschäftigten im Jahr 1865 stieg bis 1895 auf 284 000 Tonnen bei 1300 Beschäftigten. 1896 wurde Schacht Arnold Hauptförderschacht, bis 1927 Schacht Jacob die gesamte Förderung übernahm, die 1928 bei 3080 Beschäftigten rund 800 000 Tonnen erreichte.

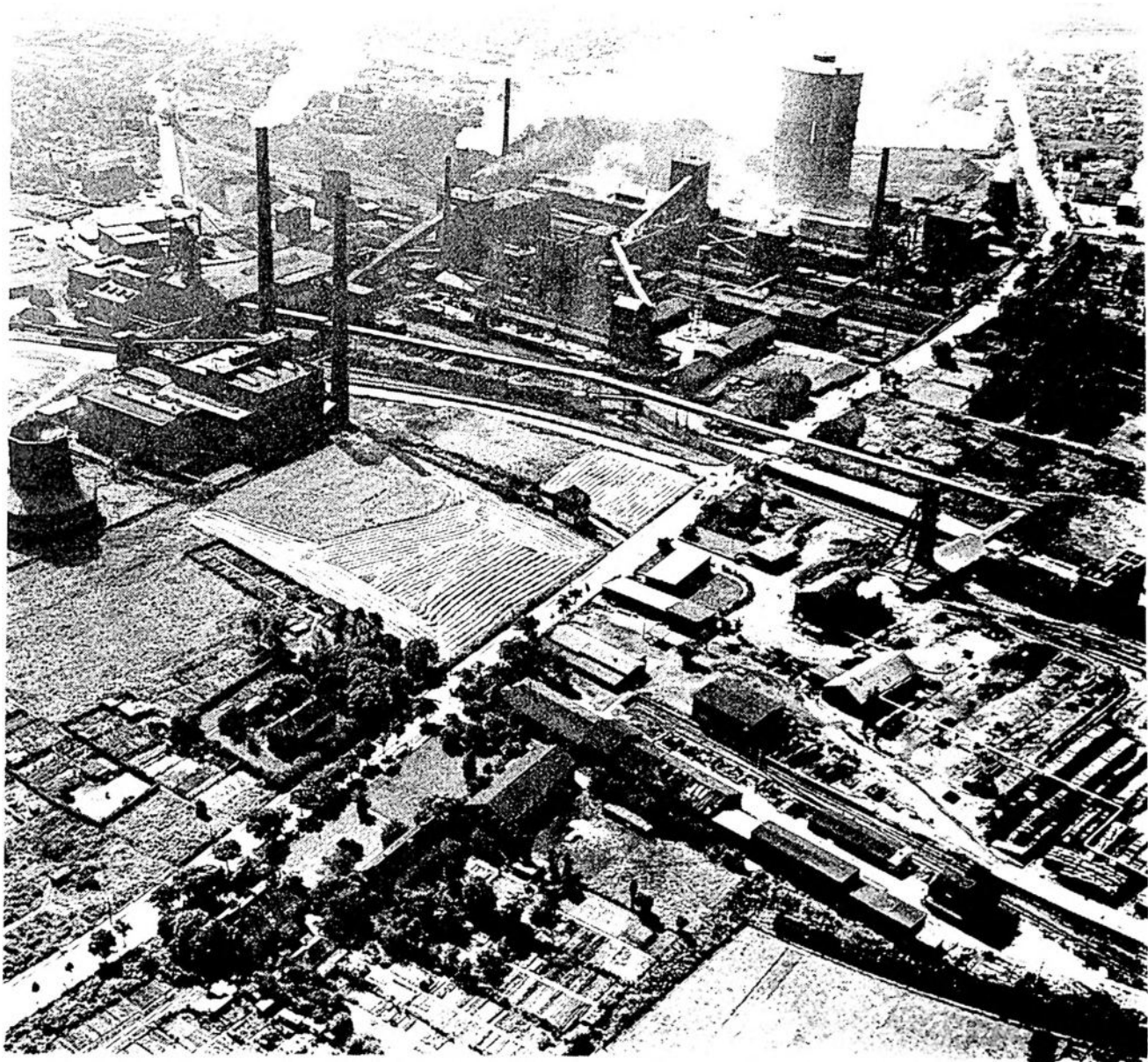
1929 erfolgte die Zusammenlegung der Einzelzechen Amalia, Caroline und Prinz von Preußen mit Heinrich Gustav zur Großschachthanlage Robert Müser. Die Anlage erhielt ihren Namen zu Ehren des Generaldirektors der Harpener Bergbau-AG, in deren Besitz sich diese Großschachthanlage befand. Der Schacht Arnold wurde seit 1927 tiefergeteuft und auf den ungewöhnlich großen Durchmesser von 7,60 Metern erweitert. 1928 erhielt er ein 57,2 Meter hohes Fördergerüst, welches das Stahlgerüst vom Typ Tomson-Bock ersetzte und denen der Bauart Klönne sehr nahe kam. Es unterschied sich von diesen jedoch durch die vollwandig ausgeführte Strebe, deren Beine durch ein K-Fachwerk ausgesteift wurden. Zudem verfügte dieses von der Firma Dörnen ausgeführte Gerüst über eine feste Verbindung von Schachttträgern und Führungsgerüst. Aufgrund der Bewährung im praktischen Betrieb wurde es bald Vorbild vieler Nachahmungen.

Noch vor der Weltwirtschaftskrise erreichte Robert Müser 1930 eine der höchsten Fördermengen von 1,1 Millionen bei 3800 Beschäftigten. Die Krise hinterließ jedoch Spuren, und so war die Anzahl der Beschäftigten bis 1935 auf 2488 Arbeiter gesunken. 1940 war jedoch erneut eine Höchstfördermenge zu verzeichnen: 1,67 Millionen Tonnen bei einer Belegschaft von 4435 Beschäftigten. Aufgrund starker Kriegszerstörungen über Tage mußte der Förderbetrieb des Bergwerks im Januar 1945 eingestellt werden. Erst im Sommer konnte er wieder aufgenommen werden.

1955 zählten zu der Großschachthanlage Robert Müser die Förder- und Seilfahrtschachthanlage Arnold-Jacob und die Nebenanlagen Amalia und Caroline, Prinz von Preußen, Vollmond II und Bövinghausen, Siebenplaneten sowie eine Kokerei und die Chemischen Werke Amalia. In diesem Jahr wurde die Schachthanlage durch die Übernahme der Zeche Neu-Iserlohn erweitert. Im Zuge der Bergbaukrise mußte Robert Müser 1968 trotz ausreichender Vorräte die Förderung einstellen. Noch 1966 förderte sie 1,37 Millionen Tonnen Fett- und Eßkohle und erzeugte 874 000 Tonnen Koks.

Heute steht das Fördergerüst des ehemaligen Arnoldschachtes inmitten einer ummauerten, leeren Industriebrache und dient der Ruhrkohle AG zur Wasserhaltung. 1989 erhielt das Gerüst einen neuen Schutzanstrich. Hierdurch und insbesondere durch die Entfernung des Holzdaches veränderte es sein Erscheinungsbild. Seit dem 31. August 1990 steht es unter Denkmalschutz.

Versteckt hinter den Häuserzeilen der Straßen Auf den Holln und Von-Waldthausen liegt das Bochumer Werk der Raschig AG, einem Unternehmen mit über 100jähriger Tradition in Werne. Auf dem Gelände einer Ringofenziegelei gründeten 1887 der Chemiker Wirth, der Grundstücksbesitzer Schulz und der bereits in der Montanindustrie engagierte Bankier von



Zeche Robert Müser, Luftaufnahme von Nordosten, 1966
Photo: Stadt Bochum, Presse- und Informationsamt

Waldthausen eine Teerdestillation. Darin zeigt sich die Verbindung zum Bergbau und damit zum Arnoldschacht und den anderen umliegenden Schachtanlagen, da Teer eines der Nebenprodukte ist, die bei der Verkokung von Steinkohle anfallen.

Dr. Fritz Raschig (1863-1928), der 1891 in Ludwigshafen eine chemische Fabrik gegründet hatte, zu deren bekanntestem Produkt der 1895 entwickelte Raschig-Ring zu Destillationszwecken gehörte, kaufte 1918 die Teerdestillation auf. Einhergehend mit großangelegten Investitionen stellte Raschig bereits 1920 einen Antrag zur Errichtung einer Dachbahnenanlage und einer Asphaltfabrik, konnte aber erst 1931 mit der Produktion an diesen Anlagen beginnen.

Im Zweiten Weltkrieg waren auch hier erhebliche Zerstörungen zu beklagen. Dennoch erlebte das Werk in der Nachkriegszeit seine Blüte. 200 bis 250 Mitarbeiter destillierten Teer, stellten Motorenbenzol her, hackten Pech für die Brikett-Herstellung, kristallisierten Naphtalin und produzierten Bautenschutzmittel, Teerlacke, Dachbahnen, Asphalt und Straßenbaubindemittel. Seit 1951 hat Compomac, ein lagerfähiges Produkt für den Straßenbau, seinen festen Platz in der Produktpalette des Bochumer Werkes, wo es neben Dachbahnen und Bitumenemulsionen auch heute noch hergestellt wird, nachdem 1972 die Teerdestillation aufgrund schärferer Umweltauflagen aufgegeben werden mußte. In dieser Zeit schrumpfte die Belegschaft auf etwa 30 Personen zusammen.

Obwohl auf dem Werksgelände lediglich geringe Überreste der Gründerjahre zu finden sind, handelt es sich hierbei doch um einen traditionsreichen Betrieb, der die Epoche des Bergbaus überdauert hat.

Bei genauem Hinsehen lassen sich weitere Spuren finden, die auf den Einfluß von Robert Müser auf die unmittelbare Umgebung hinweisen, denn der Bergbau zog nicht nur in Werne ein enges Miteinander von Wohnbebauung und Verkehrsanlagen nach sich. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Brücke an der Von-Waldthausen-Straße. An dieser Stelle trafen drei Bahnlinien aufeinander. Von der Brücke aus blickt man auf die Trasse der ehemaligen Rheinischen Eisenbahngesellschaft herab, parallel zur Straße befindet sich auf einer Einzelbrücke das Gleis der Zechenbahn der Harpener Bergbau AG, die den Güterbahnhof in Langendreer über die Zeche Robert Müser mit den Chemischen Betrieben Amalia verband. Zudem befanden sich auf dieser Brücke die Gleise der Linie 10 der Bochum-Gelsenkirchener Straßenbahnen AG, die von Wattenscheid-Höntrop zum Bahnhof Langendreer führte, bis 1970 die Straßenbahn durch Busse ersetzt wurde.

Neben den Verkehrsverhältnissen sind eine Anzahl von Wohnhäusern, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert erbaut worden sind, Zeugen der engen Verflechtung zwischen Arbeits- und Privatleben. Nicht zuletzt die Volksschule, die 1895 in unmittelbarer Nähe des Arnoldschachtes entstanden ist und 1911 durch einen nahezu symmetrischen Anbau erweitert wurde, läßt auch heute noch den Eindruck entstehen, daß sich bis zur Mitte unseres Jahrhunderts in Werne alles um den Bergbau drehte.

Ina Minner

Friedrichsplatz

Gruß aus Werne, Bez. Arnsberg



Platz vor der „Villa Kunterbunt“, vor 1914
Postkarte

Vergessene Zeitzeugen an der oberen Cruismannstraße Geschichtliches aus Riemke

Der Rundgang führt von der Riemker Kirche bis ins Zillertal. Ein wenig beachteter Straßenzug ist die obere Cruismannstraße.

100 bis 120 Jahre alt sind sie inzwischen, die Häuser vor und in jenem „Buchsholle“. So nannten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Bewohner der oberen Steinstraße (ab 1926 Cruismannstraße) ihre Gegend. Bis heute haben die Nachfahren der damaligen Häusle-Erbauer diese Bezeichnung beibehalten und lassen es bei jeder Festlichkeit auch Uneingeweihte wissen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Bauer Theodor Cruismann sich von seinem über Jahrhunderte bewohnten Stammplatz im alten Kern von Riemke verabschiedet und seinen neuen Hof im heutigen Zillertal bezogen. Während sich um Riemke herum, u.a. in Hofstede und Herne, industrielle und bergbauliche Strukturen täglich vermehrten, blieb es hier, in dem später nach ihm benannten Bereich, wie in den Jahrhunderten zuvor.

Die Industrialisierung und der Bergbau erzeugten einen großen Wohnbedarf für die hinzuziehenden Arbeitskräfte. Cruismann und sein Sohn Theodor waren aktive und vorausschauende Leute. Sie behielten ihren Landwirtschaftsbetrieb bei, bauten eine Ringofenziegelei und veräußerten kleine Parzellen, ebenfalls an der Steinstraße gelegen (heute Cruismannstraße 41-71), als Baugrundstücke. Außer den drei oder vier Häusern mit Stallungen, die von Cruismann bis 1889 selbst im Kreuzungsbereich Zillertalstraße/Cruismannstraße errichtet wurden, hatten die neuen Besitzer des von Cruismann erworbenen Baulandes dort acht neue Häuser bis 1899 erbaut. Von diesen damals elf oder zwölf Häusern sind heute noch neun erhalten.

Die Berufe der Erbauer und Mieter sind dieselben: Bergmann und Tagelöhner, Hauer und Schlepper, Schlosser und Schießmeister. Zu welchen Zechen haben sie wohl gehen müssen vor der Jahrhundertwende? War es Constantin 1/2, Mont Cenis in Herne oder Hannibal in Hofstede? Alle Wege mußten mühsam zu Fuß zurückgelegt werden, dabei war allein die Tätigkeit in den Gruben Knochenarbeit.

Als die kleinen Häuser erbaut wurden, gab es in Riemke selbst noch keine Zechen. Dort, wo man 1910 mit dem Abteufen von Constantin 8/9 begann, hatte man vorher den Wald des vorderen Brünselberges gerodet. Wenn die oben genannten steinernen Zeitzeugen erzählen könnten von dem Ausblick auf den Brünselberg um 1900, so würden sie sicher ein farbenfrohes Bild vermitteln und von einer intakten Flora berichten. Zu Fuße des Brünselberges schlängelt sich der Riemker Mühlenbach von Bergen kommend westlich in Richtung „Lönsmühle“. Zu dieser Zeit wird der Bach noch kristallklar gewesen sein, zumal es bis dahin noch keine Fremdzuflüsse gegeben hat.

Die Kuppe des Brünselberges war schon einige Jahrhunderte vorher gerodet und landwirtschaftlich genutzt worden. Der Westhang zeigte noch besagtes Waldgebiet, welches einstmals zur Riemker Mark gehörte, die sich von Bergen durchs nördliche Riemke bis nach Crange erstreckte. Damals weideten noch zwischen Steinstraße und dem Riemker Mühlenbach die Schafe und Rinder des Bauern Cruismann. Wer heute einmal vor diesen Häusern stehenbleibt, dem wird es nicht schwerfallen, diese Zeit mit seinen Menschen (unseren Ahnen) und den steinernen Zeugen (sind es Denkmäler) neu zu erleben.

Wilhelm Roskam



Haus Steinstraße 41, um 1912
Repro: Wilhelm Roskam

„Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr...“ Kirchen in der Innenstadt

Die Entwicklung Bochums, das bis in die Mitte des 19. Jahrhundert eine kleine Ackerbürgerstadt blieb und dann innerhalb kürzester Zeit zur Industriestadt wurde, spiegelt sich auch im Kirchenbau wieder. Im vorindustriellen Siedlungskern Bochums existierten über Jahrhunderte hinweg nur zwei Kirchen: die St. Peter und Paulskirche mit frühmittelalterlichen Wurzeln und die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtete evangelische Pauluskirche.

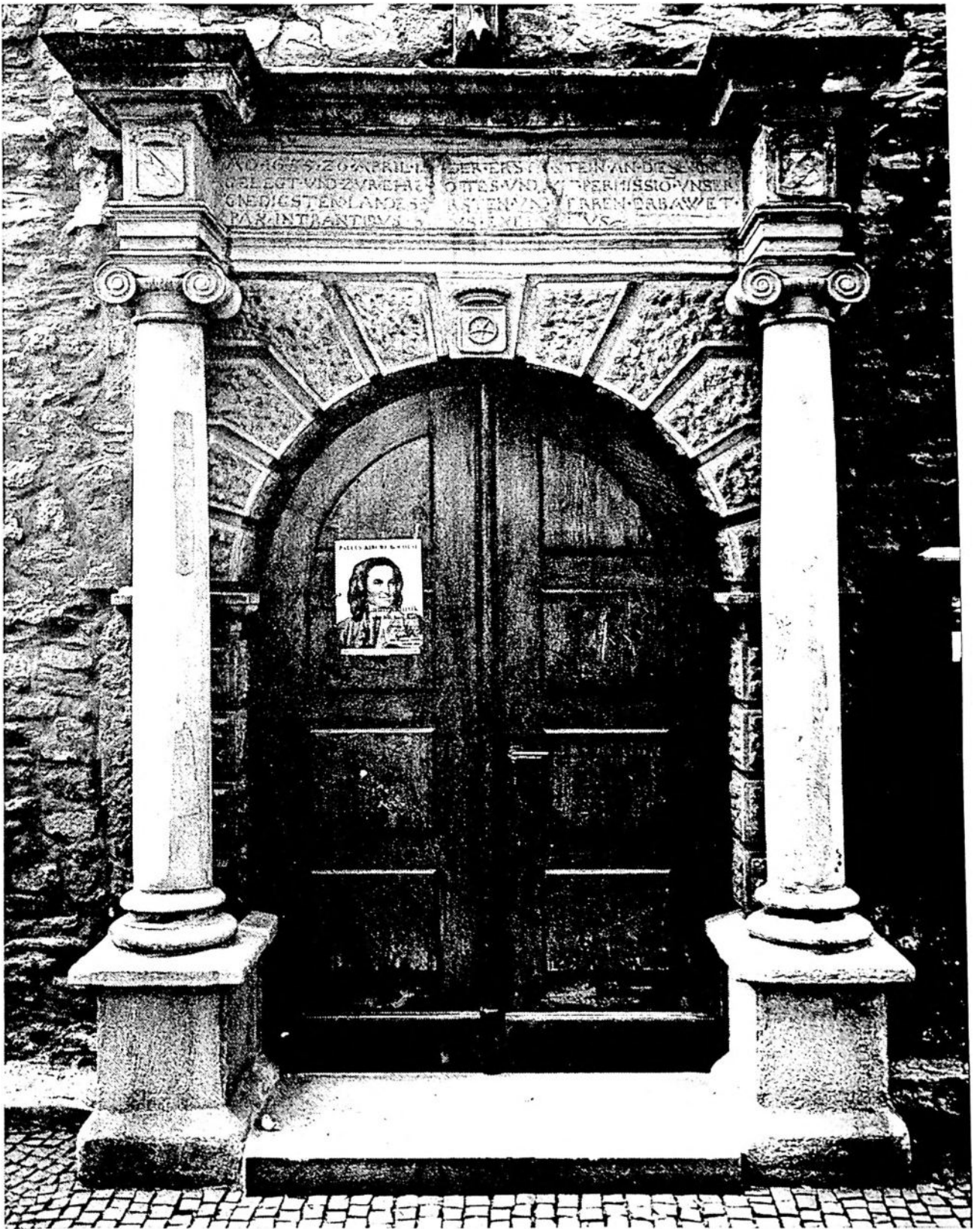
Erst durch das enorme Bevölkerungswachstum des Industriezeitalters entstand ein neuer Bedarf an Gotteshäusern für beide Konfessionen. Nun wurden die für diese Zeit typischen historischen Kirchenbauten errichtet, bevor sich nach der Jahrhundertwende allmählich die Moderne durchsetzte. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges veränderten die Kirchenlandschaft der Bochumer Innenstadt nachhaltig. In der Nachkriegszeit wurden die Kirchen teils unverändert, teils verändert wieder aufgebaut oder alte Baureste mit moderner Kirchenarchitektur kombiniert.

Die **Propsteikirche**, heute geprägt vom Stil der Spätgotik und der Neogotik, geht auf eine Missionskirche des 8./9. Jahrhunderts zurück. Im Zuge der Eroberung und Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen wurde sie in der Nähe eines karolingischen Reichshofs gegründet und St. Petrus geweiht. Bis zum 16. Jahrhundert wurde sie mehrfach um- und ausgebaut. Ihr heutiges Aussehen erhielt sie im wesentlichen nach 1517 durch Henrik de Suyr aus Coesfeld, als ein Brand Stadt und Kirche größtenteils zerstörte. 1522 wird neben Peter auch Paul im Patronat genannt.

Nach der konfessionellen Spaltung der Reformationszeit verblieb St. Peter und Paul 1643 als eine von drei Kirchen in der Grafschaft Mark den Katholiken. Noch bis 1835 hatten beide Konfessionen Nutzungsrechte am Turm, an den Glocken und am Friedhof. Anfang des 19. Jahrhunderts sammelten Katholiken und Protestanten für den Erhalt „ihres“ inzwischen baufälligen Turmes und bewahrten ihn vor dem Abriß. 1888 wurde St. Peter und Paul zur Propsteikirche erhoben und ihre hervorragende Stellung als Hauptkirche des katholischen Bochums bestätigt.

Der Bau aus dem 16. Jahrhundert weist Ähnlichkeiten mit St. Lamberti in Münster auf. Das Langhaus ruht auf gedrungenen Pfeilern, die das Gewölbe tragen: Netzgewölbe im Mittelschiff, Sterngewölbe in den Seitenschiffen. Die verhältnismäßig kurzen Rundpfeiler erzeugen eine Breitenwirkung des Raumes, die für den westfälischen Kirchenbau dieser Zeit charakteristisch ist. Der romanische Chor, der den Brand überstanden hatte, wurde um 1874 abgebrochen, an seine Stelle trat ein größerer, neogotischer Chorraum. Der Turm, bereits 1517 stark in Mitleidenschaft gezogen und damals unter Verwendung alter Teile wiederaufgebaut, wurde nach dem 2. Weltkrieg vereinfacht wiederhergestellt.

Mit der **Pauluskirche** - sie heißt erst seit dem 19. Jahrhundert so - schuf sich die lutherische Gemeinde Bochums 1655 eine eigene Kirche. Reformatorische Tendenzen hatten sich in Bochum bereits Mitte des 16. Jahrhunderts abgezeichnet. Bis Anfang des 17. Jahrhunderts muß eine der zeittypischen konfessionellen Mischformen vorgeherrscht haben, bevor sich die Konfessionen stärker ausprägten. Die zur Finanzierung üblichen Bettelbriefe schickte man bis nach Holland, Schweden und Kurland und unternahm auch entsprechende Reisen.



Pauluskirche, Portal
Photo: Stefan Kuhn

Mit ihrem eingezogenen Glockenturm und dem dreiseitigen Chorabschluß entspricht die schlichte Saalkirche in Größe und Form einer typischen westfälischen Dorfkirche. 1659 wurde sie geweiht und erhielt in den folgenden Jahren noch eine Orgel und Glocken. Die Pauluskirche brannte 1944 aus und wurde danach stark vereinfacht wiederhergestellt. Erhalten blieb das von zwei ionischen Säulen eingerahmte Westportal, auf dem die Wappen einiger bedeutender Adelsfamilien der Umgegend angebracht sind.

Die katholische Seelsorge hatte im Zuge des Kulturkampfes der Bismarck-Ära auch in Bochum mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst 1888, nachdem die katholische Gemeinde Bochums mit 37.000 Gläubigen zur größten in ganz Preußen angewachsen war, wurden von der alten Pfarrkirche St. Peter und Paul sechs neue Gemeinden ausgepfarrt.

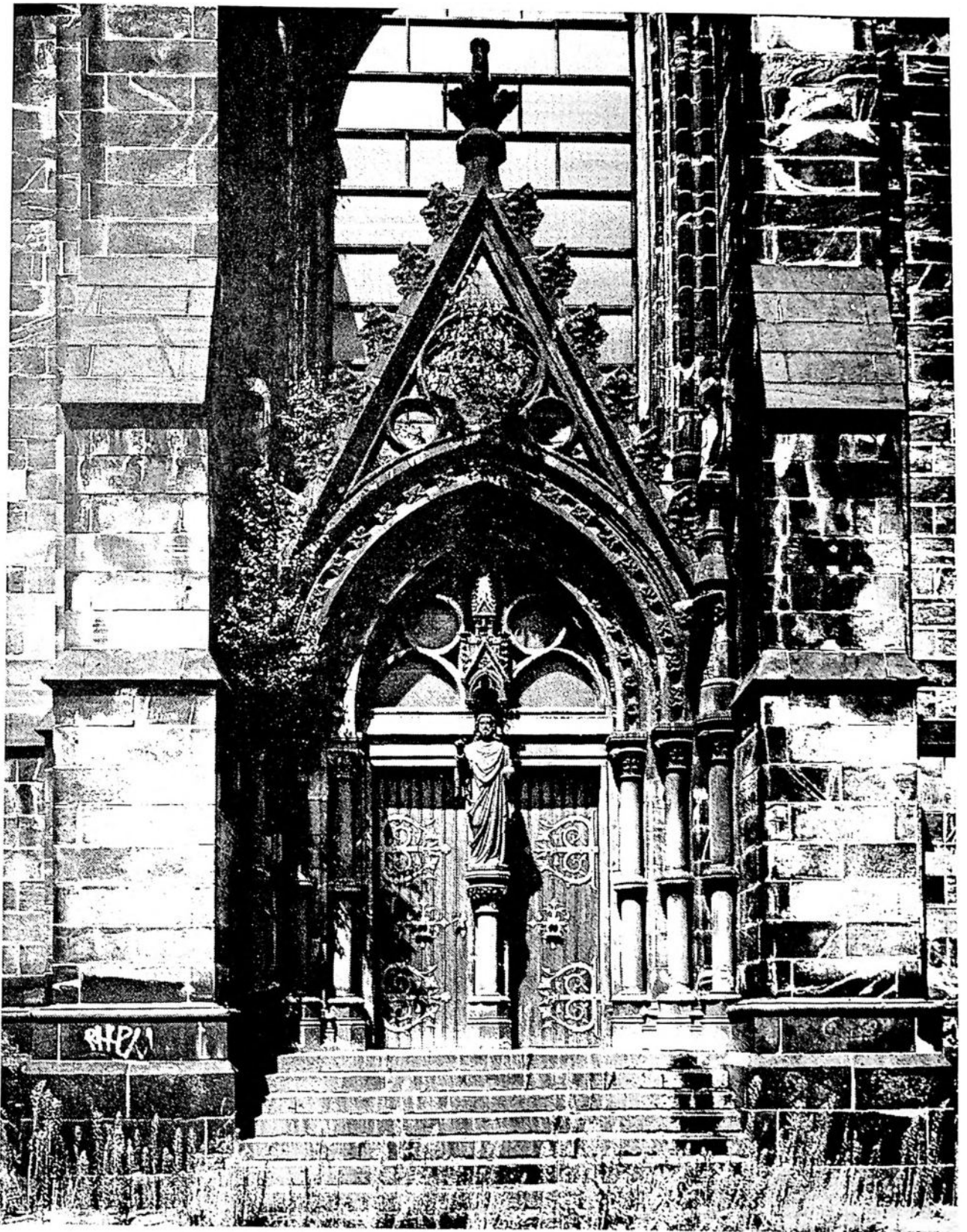
Eine von ihnen war St. Josef, deren Kirche 1892 fertiggestellt wurde. Architekt war der Münsteraner Hermann Wielers, der im Ruhrgebiet mit zahlreichen Sakralbauten hervorgetreten ist. In Bochum errichtete er u.a. auch die Antoniuskirche und die Liebfrauenkirche, beides neogotische Bauten. Die Josefskirche hingegen ist ein neoromanisches Werk, das mit seinen großzügigen Ausmaßen, der dreischiffigen Anlage, dem Vierungsturm und der ursprünglich vorhandenen Doppelturmfassade wie ein kleiner romanischer Dom wirkt. Eine Anlehnung an die Abteikirche von Werden erscheint denkbar. Auch die Josefskirche trug im Zweiten Weltkrieg schwere Schäden davon. Von ihren beiden Türmen wurde nach 1945 nur einer wieder aufgebaut.

1874 vereinigten sich die lutherischen und die reformierten Gemeinden zur „Evangelischen Kirchengemeinde Bochum“. Diese beschloß wenig später den Bau einer neuen Kirche für die wachsende Industriestadt. Die Christuskirche, ein neogotischer Saalbau, wurde 1879 geweiht. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Kirchenschiff zerstört, nur der Turm blieb stehen. 1957-59 erhielt die Christuskirche ein neues Kirchenschiff. Der Architekt Dieter Oesterlen aus Hannover beließ dabei nicht nur den alten Turm, sondern verband ihn durch einen Flachbau mit dem neuen Teil der Kirche.

Dieses Mahnmal gegen den Krieg ist umso bemerkenswerter, als sich im Eingangsbereich des Turmes eine „Heldengedenk-Kapelle“ befindet, deren Mosaik nicht nur an die gefallenen Gemeindeglieder erinnert, sondern auch die „Feindländer“ auflistet. Die Verbindung von alt und neu mit mahnender Funktion findet sich auch bei der Kathedrale von Coventry (erbaut 1951-62) und der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin (erbaut 1959-62).

Das neue Kirchenschiff hat einen trapezförmigen Grundriß und ein gefaltetes Gewölbe. Die Formen einer Predigtkirche, im Ursprungsbau schon ansatzweise vorhanden, wurden nun sehr stark betont. Die Kirche ähnelt einem Zentralbau, der die in der Sakramentskirche übliche Vorrangstellung des Altars gegenüber der Kanzel aufhebt. Auch die gotische Formensprache griff Oesterlen auf, reduzierte sie auf strengere Linien und setzte sie in Beton um. Dadurch bilden die unterschiedlichen Bestandteile Turm und Kirchenschiff dennoch eine Einheit. Der ungesicherte Zustand des Turmes und der ihn umgebende Metallzaun beeinträchtigen leider seit Jahren den architektonischen Gesamteindruck eines Ensembles, das internationale Beachtung gefunden hat.

Dorothee Hasskamp und Jürgen Lotterer



Christuskirche, Portal
Photo: Stefan Kuhn

Zwischen Kappes und Sahnetörtchen

Werkwohnungsbau und Genossenschaftssiedlung Anfang des 20. Jahrhunderts

Die im 19. Jahrhundert entstandenen Arbeiterkolonien waren von werkseigenen Bauabteilungen zweckorientiert gebaut worden, um Arbeitskräfte unterzubringen und an die Betriebe zu binden. Ab 1900 sahen sich die Unternehmer dann gezwungen, auch den gesteigerten Ansprüchen hinsichtlich Wohnkultur und Komfort entgegenzukommen. Das weiterhin wachsende Ruhrgebiet benötigte neue Arbeitskräfte, die gelockt werden wollten. Dabei verlagerte sich die Initiative langsam von den Firmen zu gemeinnützigen Baugenossenschaften, die staatlich gefördert Wohnungen für Angestellte und Beamte errichteten. So setzten sich in den 1920er und 1930er Jahren auch für Arbeiter immer stärker Konzepte durch, die Wohnblöcke, Wohnhöfe und Reihenhäuser bevorzugten. Erst während der nationalsozialistischen Zeit griff man dann wieder auf den Heimatstil der Jahrhundertwende zurück, wobei moderne Mietshauskonzepte mit gartenstädtischen Elementen verknüpft wurden.

Eine Siedlung, die den Übergang vom herkömmlich gereihten Werkwohnungsbau des 19. Jahrhunderts zu neuen gestalterischen Formen darstellt, findet sich an der **Glückaufstraße** in Hamme. Die kleine, axial angeordnete Anlage wurde 1910 bis 1914 vom Bochumer Verein für die nahegelegene Zeche Carolinenglück gebaut. Die Wohnungen der etwa 40 Doppelhäuser sind durch separate Eingänge zugänglich, besitzen im Erdgeschoß und Obergeschoß jeweils zwei Wohnräume und erhielten einen Stallanbau mit Garten. Durch unterschiedliche Abstände zur Straße sowie wechselnde Dachformen und Fassadenelemente wird die sonst übliche Eintönigkeit der Reihung aufgebrochen. Gleichzeitig stellt die enge Bebauung in Verbindung mit gestalteten Grünflächen einen geschlossenen Kommunikationsraum her, der durch einen zentralen Platz noch besonders betont wird.

Mit der „**Dahlhauser Heide**“ baute der Krupp-Architekt Robert Schmohl 1906-1915 in Hordel eine typische Gartenstadt für die Zeche Hannover. Sie gilt als eines der besten Beispiele für den um 1900 propagierten Heimatstil. Die Siedlung zeigt sich als dorfähnliche Anlage mit sozialen Einrichtungen für die Bewohner und Haustypen, die in der Mehrzahl zwar dem Kreuzgrundriß für Arbeiterhäuser folgen, durch fachwerkähnliche Gestaltungsmerkmale der Fassaden und tief heruntergezogene Dachtraufen jedoch bewußt altwestfälischen Bauernhausformen folgen. Im Inneren besitzt jede Wohnung eine Wohnküche, Wohnzimmer, zwei Schlafräume sowie einen durch den Eingangsflur erreichbaren Stall, der an das danebenliegende Haus anschließt. Dadurch wird der Gartenbereich zur Straße hin abgetrennt, so daß die Illusion einer Dorfstraße entsteht. Der zentrale Platz der Kolonie wird von zweigeschossigen Beamtenhäusern umschlossen, in deren Nähe sich auch Schule, Kindergarten und Kirche befinden. Insgesamt soll die Siedlung durch ihre parkähnliche Anlage die Monotonie herkömmlicher Arbeiterkolonien aufheben und eine vermeintlich heile Welt dörflicher Idylle konstruieren.

Bochums älteste Baugenossenschaft - der 1902 gegründete „**Beamten-Wohnungsverein zu Bochum**“ - ließ in Stadtparknähe ab 1910 durch den Architekten Paul Mebes 370 Wohneinheiten errichten. Die Anlage „**Erbhof**“ wurde von Beamten und Angestellten genutzt und besteht aus drei asymmetrisch gegliederten Wohnblöcken, die zum Teil in mehrere Einzelgebäude unterteilt sind. Das Äußere der Gebäude städtischen Typs ist geprägt durch einen reduzierten Neoklassizismus, ist also ausdrücklich gegen die üppige Verwendung von Ornamenten etwa des Historismus oder des Jugendstil gerichtet und distanziert sich damit von der



Siedlung Glückaufstraße, 70er Jahre
Repro: Stefan Kuhn

Formensprache bürgerlicher Oberschichten. Die großzügig geschnittenen Wohnungen orientieren sich dagegen am gehobenen Standard und zeigen das Repräsentationsbedürfnis der aufstrebenden Mittelschichten gegenüber der Architektur für Arbeiter.

Die 1920 aufgrund veränderter Mitgliederstruktur in „Gemeinnütziger Wohnungsverein zu Bochum“ umbenannte Genossenschaft ließ von 1926-1929 an der **Danziger Straße** eine neue Siedlung von Paul Mebes konzipieren. Die dreigeschossigen, in Klinkerbauweise ausgeführten Gebäude fallen durch ihre spitzen, entgegen der Dachschräge abgeschnittenen Kopf- und Eckbauten auf. Die strenge, horizontale Aufteilung der Fassaden sowie der Kontrast zwischen Fenstersprossen und Mauerwerk zitiert einerseits das traditionelle Baumaterial von Arbeiterhäusern des Ruhrgebiets, verwendet jedoch gleichzeitig expressionistische Stilelemente, die an die Reformideen der 1920er Jahre anschließen. Dem entspricht auch der Wohnungsgrundriß, dem Balkone hinzugefügt wurden, welche die Außenfassade durch ihre Massivbauweise vertikal gliedern.

Die Wohnanlage am **Freigrafendamm** ist in ihrem äußeren, einheitlichen Erscheinungsbild dem großstädtischen Typus des „Neuen Bauens“ zuzuordnen. Sie wurde ab 1928 durch die Architekten Bergmann und Grothe für die gemeinnützige Aktiengesellschaft „Deutscher Heimbau“ errichtet. Der Außenbereich ist geprägt durch serielle Aneinanderreihung gleicher Elemente entlang der Allee sowie durch die turmartige Hervorhebung der Baublockecken. Im Kontrast dazu steht der etwa dreieckige Innenhof mit seiner großflächigen, unregelmäßigen Gartenanlage. Die Grundrisse der Wohnungen variieren erheblich, wobei die grundsätzlich zweiseitige Befensterung (Straßen- und Hofseite) eine größere und gleichmäßigere Helligkeit in den Räumen bewirkt. Erstmals in Bochum wurde das Prinzip der „Funktionalen Küche“ mit genormten Einbauteilen verwirklicht.

Ein schönes Beispiel genossenschaftlichen Arbeiterwohnungsbaus stellt der 1919-1925 gebaute „**Rottmannshof**“ an der Josephinenstrasse dar. Als eines der ersten Projekte der 1917 gegründeten „Bochumer Heimstätten-Gesellschaft“ entstanden 107 Kleinhäuser für Arbeiter und untere Beamte, die mit der Straßenbahn auf der Castroper Straße ihre Arbeitsplätze erreichen sollten. Zweigeschossige Haustypen für eine bis drei Familien mit insgesamt 146 Wohnungen wurden in aufgelockerter Bauweise gruppiert. Die Wohnungen der Einfamilienhäuser besitzen vier Räume sowie WC, Stall und Keller, die der Mehrfamilienhäuser abgeschlossene Dreizimmerwohnungen. Durch Vorgärten und einen zentralen Platz wollte man ein gartenstädtisches Aussehen schaffen. Von der Josephinenstraße führt eine breite Treppe zu diesem Platz, die durch einen großen, beeindruckenden Bogen überspannt wird. Besonders hier wird deutlich, wie sehr sich die Genossenschaften bemühten, auch in Arbeitersiedlungen einen Kompromiß zwischen großbürgerlichem Repräsentationsbau und anspruchlosem Zweckbau herzustellen.

Ferdinand Stoll und Johannes Sträter



Wohnblock am Frei-grafendamm, 70er Jahre
Repro: Stefan Kuhn

Flachdach und Rasterfassade Bochums Weg zur modernen Großstadt.

Isetta, Nierentisch und Gummibaum - nicht nur in Bochum prägten diese Symbole des wiedererlangten Wohlstandes das erste Nachkriegsjahrzehnt. Zunächst jedoch standen die 50er Jahre ganz im Zeichen des Aufbaus und der Neugestaltung der stark zerstörten Stadt.

Bereits unmittelbar nach Kriegsende war offensichtlich, daß sich der Wiederaufbau nicht auf eine bloße Wiederherstellung der beschädigten Bausubstanz beschränken konnte: Zu groß waren einerseits die Zerstörungen des Krieges und zu unzulänglich erschien andererseits die städtebauliche Situation der Vorkriegszeit. Diese war gekennzeichnet durch zu dichte Bebauung, mangelhafte Wohnverhältnisse und z.T. lichtarme, verwinkelte Straßen, die der wachsenden Motorisierung nicht mehr gerecht werden konnten.

Der Wiederaufbau und die Neugestaltung einer gesamten Stadt erforderte eine umfassende und koordinierende Planung, deren Leitlinien 1948 mit dem „Neuordnungsplan I“ für das Gebiet der Bochumer Innenstadt festgelegt wurden. Federführend bei der Ausarbeitung und Durchführung dieses Planes waren der damalige Baudezernent Clemens Massenberg und der Leiter des Planungs- und Hochbauamtes Josef Hellrung. Dabei sollten die Fehlentwicklungen der Vorkriegszeit konsequent vermieden werden: Großer Wert wurde auf eine moderne städtebauliche Gestaltung und eine qualitätvolle Ausführung insbesondere der öffentlichen Gebäude gelegt. Hinzu kam der leistungsfähige Ausbau des innerstädtischen Verkehrsnetzes einschließlich der Verlegung des Hauptbahnhofes.

Überdies sah man bereits Anfang der 50er Jahre langfristig eine strukturelle Veränderung der Stadt vor: unter Zurückdrängung der noch starken montanindustriellen Prägung sollte der Dienstleistungssektor stärker betont und gefördert werden. Sichtbarer Ausdruck dieser Umorientierung war der Umbau der alten Kernstadt in eine moderne City mit repräsentativen Geschäfts- und Verwaltungsgebäuden, Banken, einer Fußgängerzone und zahlreichen begrünten Plätzen.

Dabei wurde von Anfang an auf die Einheitlichkeit des Straßenbildes geachtet. So erhielten die breiten Hauptverkehrsstraßen durchgängig eine vier-, schmalere Nebenstraßen eine dreigeschossige Bebauung. Für den weitläufigen Bahnhofsvorplatz waren fünf Vollgeschosse vorgesehen.

An die Stelle des bewohnten Steildaches aus der Vorkriegszeit trat bei allen Neubauten das Flachdach über einem Isoliergeschoß als Schutz vor Hitze und Kälte. Um Straßengefälle optisch auszugleichen, ist dieses zumeist als Dachboden genutzte Geschoß oftmals unterschiedlich hoch. Hierdurch ergab sich eine einheitliche Dachlandschaft, von der sich um so deutlicher die als „städtebauliche Dominanten“ angelegten Solitärbauten abhoben.

Zu nennen wäre hier das neugeschossige Stadtwerke-Hochhaus (1952-1955) zwischen dem zweigeschossigen Stadtbad (1950-1953) und dem inzwischen abgerissenen Arbeitsamt (1954-1955), das sich aus zwei unterschiedlich hohen Baukörpern zusammensetzte. Durch das bewußte Abweichen einzelner, zumeist öffentlicher Gebäude von den Baurichtlinien konnte somit die Gefahr von Monotonie vermieden werden.

Nicht allein der im „Neuordnungsplan“ festgelegte „kubische Aufbau“, auch die sogenannte Rasterfassade der in Stahlbetonskelettbauweise errichteten Bürohäuser vereinheitlichte das Erscheinungsbild der Innenstadt. Dabei war der Raster nicht nur unmittelbarer Ausdruck dieser



Massenbergstraße und Hauptbahnhof, 60er Jahre
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

nach dem Kriege überaus populären Bautechnik, sondern zugleich Hinweis auf die Funktion; insbesondere das Bürogebäude zeichnet sich durch eine große Anzahl von Arbeitsräumen aus, die bei gleicher Ausstattung gleich groß und gleich belichtet sein sollten. Die Gliederung der Fassade durch die serielle Reihung von Stützen und gleichförmigen Fensterfeldern hatte folglich bis zum Aufkommen der Großraumbüros in den 60er Jahren auch funktionale Gründe und galt als ein typisches Erkennungszeichen moderner Stadtzentren.

Für Auflockerung sorgten wiederum die farbig verblendeten Brüstungsfelder und das teilweise überaus aufwendige „Kunst-am-Bau“-Programm, das bei allen öffentlichen Gebäuden rund 2 % der Gesamtkosten für künstlerischen Schmuck vorsah. Zwei schöne Beispiele sind das Buntglasfenster im Treppenhaus des Stadtwerke-Hauses und das Keramikmosaik der Berufsschulen am Ostring.

Alle genannten Merkmale sind auch am Bochumer Hauptbahnhof von 1957 erkennbar. Dieser zählt inzwischen zu den prominentesten Vertretern bundesdeutscher Bahnhofearchitektur der Nachkriegszeit. Bestimmendes Moment des Bauwerks ist der Kontrast zwischen der Rasterfassade und der die Eingangshalle überwölbenden, schwungvoll gekrümmten Spannbetonplatte. Das Fassaden-Mosaik am linken Seitenflügel aus sämtlichen beim Bau verwendeten Materialien fungiert nicht nur als „Kunst am Bau“, sondern ist zugleich Zeichen der aufwendigen Ausstattung.

Verbunden war der Neubau des Hauptbahnhofes mit seiner Verlegung an eine innenstadt-nahe und verkehrsgünstige Stelle, einer Höherlegung der Gleise und einer verkehrsgerechten Aufweitung der alten Bahnunterführungen. Mit der Verlegung gingen weitere städtebauliche Maßnahmen einher: die Verlagerung des Geschäftsschwerpunktes in den erweiterten Bahnhofsbereich, die Ausrichtung des öffentlichen Nahverkehrs auf das neue Empfangsgebäude und der Ausbau des innerstädtischen Rings.

So wurde der Hauptbahnhof gewissermaßen zur Drehscheibe des gesamten städtischen Lebens. Die gezielte Errichtung öffentlicher Bauten und die Ansiedelung exklusiver Geschäfte in der Nähe des Vorplatzes unterstrichen diese Funktion.

„Bochum - Schaufenster des Reviers“ lautete der Slogan, mit dem Bochumer Bürger bereits Ende der 50er Jahre selbstbewußt ihre neue Stadt präsentierten. Inzwischen stehen einige dieser Bauwerke schon unter Denkmalschutz. Hierfür sprach ihre sowohl architektonische als auch städtebauliche Qualität.

Lutz Engelskirchen und Sigrid Godau



Stadtwerkehaus, 50er Jahre
Photo: Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

Leidens-Wege in Bochum

Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933 - 1945

Der Rundgang durch die Innenstadt führt zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland. Bochum war zu dieser Zeit Gauhauptstadt. Von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges verfolgten, unterdrückten und töteten die nationalsozialistischen Machthaber zahlreiche Sozialdemokraten und Gewerkschafter, Zentrumspolitiker und Kommunisten sowie alle diejenigen, die sich dem Regime nicht bedingungslos unterordneten. Der Erinnerung an die Menschen und an die Ereignisse soll dieser Rundgang dienen, der an charakteristischen Beispielen die Orte, Stationen und Schicksale zur Thematik Widerstand und Verfolgung nachzeichnet. Vor dem Hintergrund der jüngsten Ausschreitungen von Neonazis und vielen gellenden rechtsextremen Äußerungen soll dieser Rundgang mahnen und warnen.

Stellvertretend für die verfolgten Regimegegner in Bochum aber auch in Würdigung ihres ganz persönlichen Schicksals erhielten einige Straßen und Plätze in Bochum die Namen prominenter Opfer der nationalsozialistischen Willkürherrschaft. Nach dem führenden Mitglied des Bergbauindustriearbeiterverbandes Franz Vogt (1906-1940) ist eine Straße benannt. Franz Vogt emigrierte nach der NS-Machtübernahme und wählte nach der deutschen Besetzung Hollands, wo er sich aufhielt, den Freitod. Der Dr.-Ruer-Platz ist dem Andenken an Dr. Otto Ruer (1879 - 1933) gewidmet. Als Bochums Oberbürgermeister von den Nationalsozialisten entmachtet, wurde auch er in der Folge in den Selbstmord getrieben. An den einflußreichen Gewerkschaftsführer Fritz Husemann (1873 - 1935) erinnert der gleichnamige zentrale Platz Bochums, an den KPD-Stadtverordneten und aktiven Widerstandskämpfer Karl Springer (1895 - 1936) der große Platz im ehemaligen Arbeiterviertel Bochums. Der Imbuschplatz ist nach dem ehemaligen Vorsitzenden des Gewerkschaftsvereins Christlicher Bergarbeiter Deutschlands und Widerstandskämpfer Heinrich Imbusch benannt. Auf diesem Platz fand am Abend des 9. Juni 1933 eine der zu dieser Zeit zahlreichen „Bücherverbrennungen“ in NS-Deutschland statt, die die Unterdrückung freiheitlichen Gedankengutes vorantrieben.

An der Huestr. 30 findet sich die Gedächtnistafel für die Jüdische Synagoge, die nicht weit von dort in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938, der sogenannten „Reichskristallnacht“, in Brand gesetzt wurde. Die Christuskirche in Bochums war ein Zentrum der Bekennenden Kirche. Hier wirkten unter anderem Pfarrer Prof. Dr. Hans Ehrenberg und Pfarrer Lic. Albert Schmidt, die beide wegen ihrer mutigen Predigten gegen den Unrechtsstaat nachhaltigen Angriffen und Verfolgungen ausgesetzt waren.

Viele heute noch existente private Bochumer Gebäude dienten den NS-Gruppierungen als Unterkünfte, in die sie Regime-Gegner verschleppten. In Verwaltungsgebäuden wurde das Unrecht vollzogen, das die NS-Gesetzgebung legitimierte. Zu solchen Orten gehören die Pluto-Garagen am Nordring 61 (s. Foto) und das 1933 besetzte Verlagshaus des kurz zuvor verbotenen sozialdemokratischen „Volksblattes“ n der Hermannshöhe 7. Das gilt auch für das Polizeipräsidium an der Umlandstraße sowie für das Amts- und Landgericht an der Viktoriastraße. Die NSDAP-Gauleitung befand sich im Haus der Westfalenbank an der Huestraße. Auch die damaligen Bürgermeister im Rathaus Bochum waren wie selbstverständlich willige Werkzeuge der NSDAP.

Hans H. Hanke,

Text nach dem Faltblatt gleichen Titels, das vom Stadtarchiv Bochum herausgegeben wurde



Pluto-Garagen, Nordring
Photo: Stefan Kuhn

Wer anderen eine Grube gräbt... Bergbauspuren im Bochumer Süden

Das mittlere Ruhrtal mit dem umgebenden Hügelland zwischen Witten und Essen-Steele war als südlicher Teil des Ruhrgebiets bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein wichtiger Wirtschaftsfaktor dieser bedeutendsten Industrieregion Mitteleuropas. Heute finden wir nur noch wenige Zeichen, die auf den Bergbau hinweisen, welcher über 200 Jahre lang das Bild entlang der Ruhr maßgeblich beeinflusste. Einzelne Zechen und Industriebetriebe, Stollenmundlöcher, Bahntrassen, Ruhrschleusen, Leinpfade und Reste von Kohlenniederlagen weisen darauf hin, daß das Graben nach Kohle lange Zeit das Leben der Menschen in dieser Region bestimmt hat.

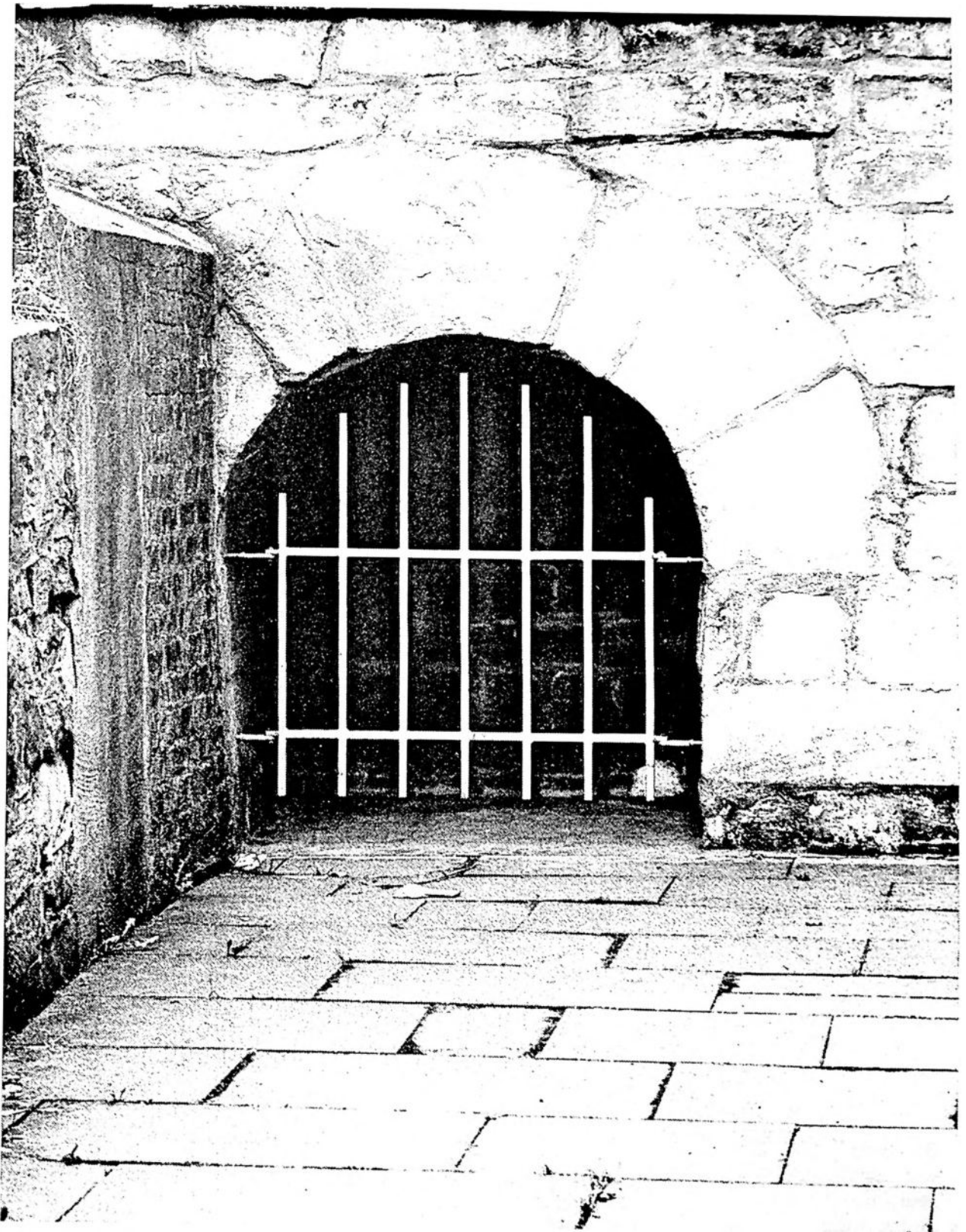
Der Bergbau kann im Stadtgebiet Bochum-Südwest auf eine lange Vergangenheit zurückblicken. Günstige geologische Verhältnisse führten schon früh dazu, daß die Kohle den Anwohnern bekannt war und abgebaut wurde. Die Ruhr und die ihr zufließenden Bäche durchschneiden das Steinkohlengebirge und legen die kohleführenden Schichten frei, die so an den Talhängen sichtbar werden. Da das Karbon im hiesigen Raum nicht durch Deckgebirge überlagert ist, wurden oft auch auf den Hochflächen bei der Feldbestellung Flöze freigelegt.

Auf den Höhen gewannen die Dahlhauser Bauern die Kohle in Kühlen so lange, bis diese vom Regen oder Grundwasser vollgelaufen, d. h. abgesoffen waren. In Streichrichtung der Flöze, die schon bald bekannt war, wurde dann die nächste Kuhle gegraben. An einigen Stellen sind noch Reste dieses uralten Tagebaues in Form von Pingen und kleinen Halden, auf die man die damals nicht verwertbare Feinkohle stürzte, zu finden. Als dieses einfache Kohlengraben wegen des gestiegenen Bedarfs an Kohle nicht mehr ausreichte, grub man wenige Meter tiefe Schächte. Über den Schacht setzte man einen Handhaspel und förderte die abgebaute Kohle in Körben und Fässern zur Tagesoberfläche. Auch diese kleinen Schächte sofften bald durch Wasserzuflüsse ab, so daß man daneben einen neuen Schacht teufen mußte.

Die in den Dahlhauser Bergen zu Tage tretenden Flöze ließen sich leicht aus den Tälern durch Stollen erschließen, was bewirkte, daß hier in großem Umfange Abbauberechtigungen verliehen wurden. Bereits vor 1698 wurde in Oberdahlhausen im „Sonnenschein Stollen“ im Bereich der späteren Tiefbauzeche Hasenwinkel durch den Gewerken Heinrich Köllerman und „seine Consorten“ Kohle abgebaut. Der Abbau in der Berechtsame „General“ geht auf die Herren zu Dahlhausen, die Freiherren von Elverfeldt, bis 1770 zurück. Die Entwicklung der Bergbaubetriebe führte schon 1783 im „General und Sonnenscheiner Erbstollen“ zu einer Zusammenarbeit der Gewerkschaften „Hasenwinkel/Sonnenschein“ und „General/General-Erbstollen“. Diese Entwicklung führte bis 1829/1834 zur endgültigen Konsolidation „Hasenwinkel und Himmelscroner Erbstollen“. So wurde der gesamte Bergbau im Tal der Linderbecke in einer Hand zusammengefaßt, was 1862 den Übergang zum Tiefbau ermöglichte.

Um an diesen Bereich der Geschichte des Stadtbezirkes zu erinnern, hat der Bergmannstisch Bochum-Süd, ein Zusammenschluß von Mitgliedern der Vereinigung für Kunst und Kultur im Bergbau e. V., gemeinsam mit der Bezirksvertretung Bochum-Südwest über 30 bergbauhistorisch interessante Stätten im Stadtbezirk erfaßt, in einer Informationsschrift beschrieben und zum Teil mit Informationstafeln ausgestattet. Mit einer Wanderung durch die Bergbaugeschichte am Dahlhauser Berg ist es möglich, diese Technischen Denkmäler als gegenständliche Überlieferung zu erleben.

Walter E. Gantenberg



Stollenmundloch des General Erbstollns Nr. 5, Rekonstruktion
Photo: Stefan Kuhn

Ein Schauspielhaus "... für die schwerarbeitende Bevölkerung"

1953 wurde das "Theater Bochum" in "Schauspielhaus Bochum" umgetauft. Anlaß war die Eröffnung des neuen Hauses, das 1907 errichtete alte Gebäude war nach wechselvoller Baugeschichte 1944 zerstört worden. Überall herrschten nun - und herrschen noch heute - geschwungene Linien vor. Im Foyer hängt die erste und wahrscheinlich schönste bundesdeutsche "Tulpenlampe". Diese charakteristische Form fand von hier aus Verbreitung und wurde gemeinsam mit dem "Nierentisch" zum Inbegriff einer Epoche. Neu war auch der überaus enge Kontakt zwischen Zuschauerraum und Bühne. Der Architekt Gerhard Graubner hatte es erstmals in der Geschichte des Theaterbaus geschafft, die sogenannte Vorbühne in die durch den Eisernen Vorhang geschützte Zone einzubeziehen. Hier konnten jetzt auch - feuergefährliche - Dekorationen stehen, so daß das Bühnengeschehen in einer ungewohnten Intensität bis in die Zuschauerreihen vordrang.

Das hohe Halbrund der Zuschauerreihen um die Bühne wurde als "amphitheatralische Verschmelzung" bezeichnet, anlehnen wollte man sich damit an die Form des klassisch griechischen, also demokratischen Theaters. Diese demokratische Rechtfertigung für die Architektur ist nicht ohne Brisanz, war Graubner doch ein exponierter Architekt des Nationalsozialismus. Nach dem Krieg schuf er andere, der Demokratie verpflichtete Bauten. Der Klinker an der Außenhaut des Schauspielhauses galt ihm als typisches Baumaterial einer Bergbaustadt, der (fast) völlige Verzicht auf Logen sollte die demokratische Gleichheit der "schwerarbeitenden Bevölkerung" versinnbildlichen.

"Das schönste Nachkriegstheater Deutschlands" schwärmte 1957 der Intendant der New Yorker Metropolitan Oper, Rudolf Bing. "Man fragt sich heute, wie dieses biedere Gebäude jemals Gefallen finden konnte", urteilte dagegen 1971 der Architekturhistoriker Gerhard Storck. Mit dem genügenden zeitlichen Abstand muß man heute wieder die Eleganz des Baus schätzen, seine hohe Zeugniskraft für die Architektur und Zeitgeschehen der 50er Jahre erkennen und darf überzeugt sein, daß er auch in absehbarer Zukunft seinen Zweck ausgezeichnet erfüllen wird. Seine hohe Qualität als Baudenkmal wurde in diesem Jahr von der Europäischen Kommission anerkannt, die eine dringend notwendige Reparatur und Restaurierung bezuschussen wird.

Zur Geschichte der Intendanz erfährt man sehr schnell folgendes: Den Ruf des Schauspielhauses begründete ab 1919 Intendant Saladin Schmitt mit dem "Bochumer Stil". Die "ekstatische schauspielerische Leistung, Werktreue, repräsentative festliche Gestaltung" seiner Inszenierungen erregte Aufsehen. Das galt insbesondere für seine Shakespeare-Tage. Saladin Schmitts Nachfolger, Hans Schalla, brachte 1949 bis 1971 neben erfolgreichen großen Aufführungen auch phantastische Märchen-Inszenierungen für Kinder auf die Bühne (wo sind sie geblieben?). Zu Peter Zadeks Zeiten 1972 bis 1977 waren Jeans und spontane Diskussionen in den bis dahin "heiligen Hallen" alltäglich. Claus Peymann blieb dem gesellschaftlichen Engagement treu und öffnete das Schauspielhaus auch für die Belange der Besetzerszene. Frank Patrick Steckel erklärte das Schauspielhaus zur atomkraftfreien Zone und kämpft seit 1986 bissig gegen den Abbau des Kulturetats. Nächstes Jahr kommt Leander Haussmann. Auch ihm scheint nahezuliegen, was 1953 zur Eröffnung des Schauspielhauses gesagt wurde: "Die Welt der Arbeit und die Bereiche der hohen Kunst haben in der Bochumer Bühne ihre gemeinsame Mitte und ihre Einheit gefunden".

Hans H. Hanke



Schauspielhaus Bochum, Fassadendetail
Photo: Stefan Kuhn

Glockenspiel im Bochumer Rathaus

Glockenspiele in Rathäusern sind keineswegs eine Seltenheit. Bereits im Mittelalter gab es in Rathhaustürmen Glockenspiele, ein Brauch der auch bei einigen der zahlreichen historisierenden Rathäusern der Jahrhundertwende aufgenommen wurde. Bemerkenswert in Bochum ist die besondere Integration eines Glockenspiel-„Türmchens“ in die Architektur des Hofes. Der alte Rathaustrurm reduziert sich hier endgültig auf eine spielerische Zugabe.

Beim Bau des neuen, 1931 fertiggestellten Rathauses war das Glockenspiel noch von 28 Bronzeglocken gebildet worden, die aber allesamt den zweiten Weltkrieg nicht überstanden haben. Die Vermutung liegt nahe, daß sie, wie auch der größte Teil des Innenhofschmucks im Rathaus nicht dem Bombenkrieg, sondern der „Metallspende des deutschen Volkes“ zum Opfer gefallen sind.

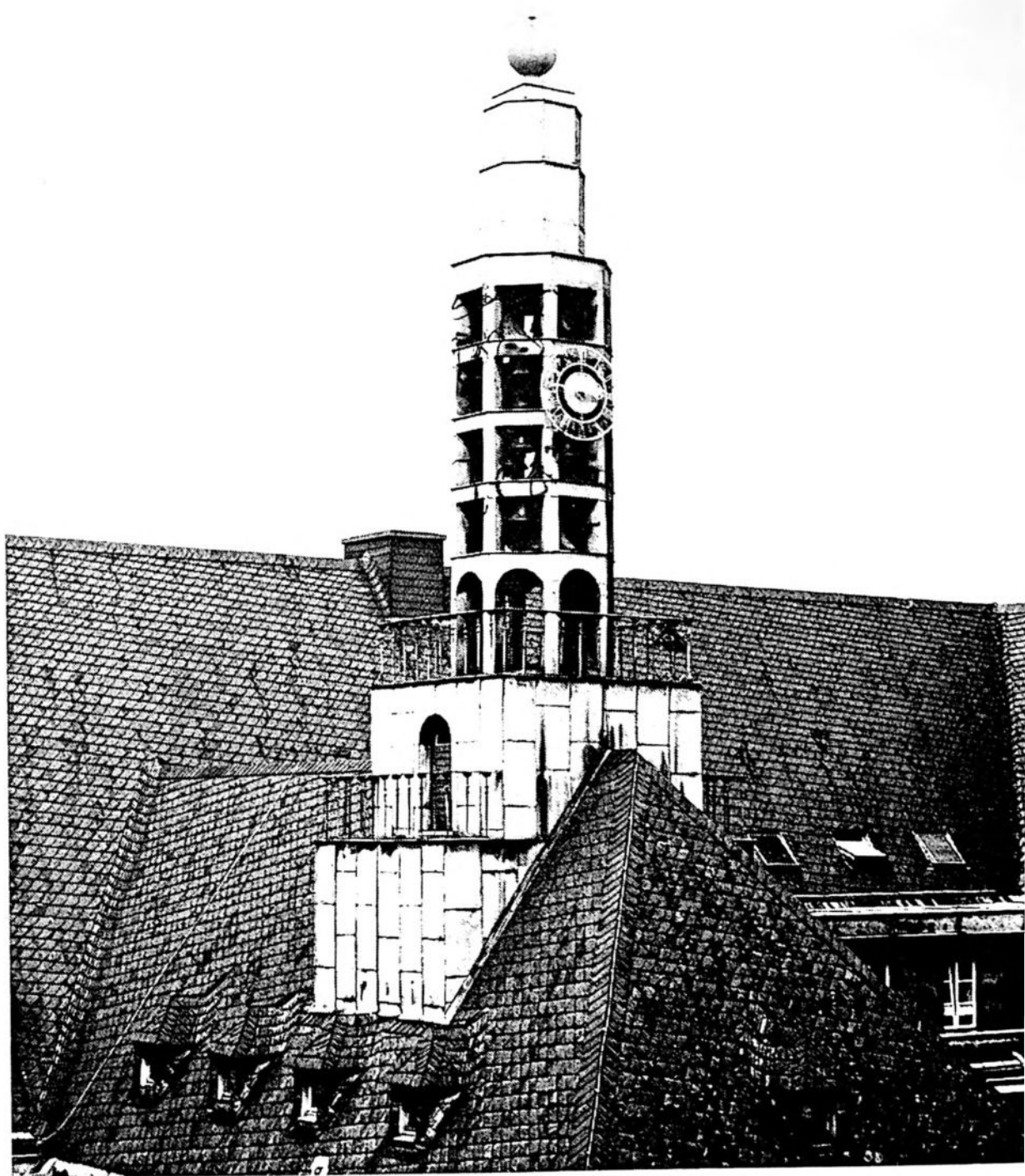
Bereits 1951 konnten die verlorenen Glocken ersetzt werden - ein Verdienst des Bochumer Vereins für Gußstahlfabrikation, des größten Industrieunternehmens der Stadt, welches im Laufe seiner Geschichte über 30.000 Glocken produziert hat. Der machte aus dem Mangel eine clevere Marketing-Strategie, indem er der Stadt 28 neue Glocken als Geschenk übereignete - diesmal allerdings im Stahlformguß hergestellt. Obwohl Stahlglocken eine Tradition seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten (man beachte die Glocke vor dem Rathaus aus dem Jahr 1867) und der Bochumer Verein der größte Hersteller der Welt war, handelte es sich um das erste Glockenspiel aus diesem Material überhaupt. Auch Skeptiker mußten sich überzeugen lassen - der Klang der neuen Glocken stand dem eines Bronze-Glockenspiels in nichts nach. Während so der Bochumer Verein zu einer erstklassigen Produktwerbung kam, hatte die Stadt „ihr“ Glockenspiel weit früher zurück, als es sonst möglich gewesen wäre.

Die technischen Daten sind beeindruckend: alle 28 Glocken wiegen zusammen 2.300 kg. Das Spektrum reicht von 375 kg für die Ais-Glocke bis zur Cis-Glocke mit 9 kg. 1954 wurde das Glockenspiel durch einen Spieltisch der Firma Korfhage & Söhne aus Osnabrück ergänzt. Damit bestand seitdem neben dem automatischen Spiel von bis zu 19 Melodien über Kunststoffbänder (anstatt der früher üblichen Metallwalzen), auch die Möglichkeit des manuellen Spiels.

In den folgenden Jahrzehnten erfreute sich das Glockenspiel nicht immer der besten Pflege, so daß es mitsamt dem Turm Ende der 80er Jahre von Grund auf renoviert werden mußte. Dabei wurde auch der alte Spieltisch durch ein Keyboard ersetzt, was nunmehr auch die Computerprogrammierung von Melodien für bestimmte Uhrzeiten erlaubt. Pünktlich zum Advent 1990 konnten die Bochumer erstmals wieder den Klang des erneuerten Glockenturms hören.

Der Organist Christoph Seehase, der das Glockenspiel am Tag des offenen Denkmals live erklingen läßt, gehört zu den ganz wenigen, denen das Vergnügen vergönnt ist, die Stahlglocken nach eigenen Ideen erklingen zu lassen..

Ralf Peters



Glockenturm oberhalb des Rathausofs
Photo: Stefan Kuhn

Drusenbergschule (1913-1917)

Von den alten Bochumer Schulgebäuden haben nur einige die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs überstanden. Zu ihren bedeutendsten gehört die 1913 bis 1917 erbaute Drusenbergschule am Rechener Park (Drusenbergstr. 33), die sich bis heute fast unverändert erhalten hat.

Der gewaltige Bevölkerungszuwachs während der Industrialisierung machte den Bau von Schulen, insbesondere von Volksschulen, zu einer wichtigen Infrastrukturmaßnahme. 1913 existierten in Bochum 40 Volksschulen. Weitere Neubauten wären nötig gewesen, wurden jedoch durch den Beginn des Ersten Weltkriegs verhindert. Auch die Fertigstellung der Drusenbergschule verzögerte sich kriegsbedingt, so daß die letzten Arbeiten erst im Frühling 1917 abgeschlossen waren.

Erbauer war der Stadtbaumeister Karl Elkart (1880-1959), seit 1912 Leiter der Hochbau-Planungsabteilung der Stadt Bochum. Der aus dem schwäbischen Altshausen stammende Elkart hatte sich bereits seit 1907 einen Namen als Regierungs- und Staatsbaumeister in Hamburg gemacht. Nach dem Ersten Weltkrieg führte ihn seine weitere Karriere nach Berlin und Hannover, wo er 1929 eine Honorarprofessur an der Technischen Hochschule erhielt. Als Schüler von Theodor Fischer vollzog er, beeinflusst durch die moderne Backsteinarchitektur von Fritz Schumacher und Fritz Höger, die Überwindung des Historismus auch in Bochum. Nach Elkarts Plänen wurden in Bochum noch verschiedene andere repräsentative Bauten errichtet, u.a. das Stadtparkrestaurant, die VEW-Hauptverwaltung in der Wielandstraße und die im Krieg zerstörte Oberrealschule (heute Graf Engelbert-Schule) an der Königsallee.

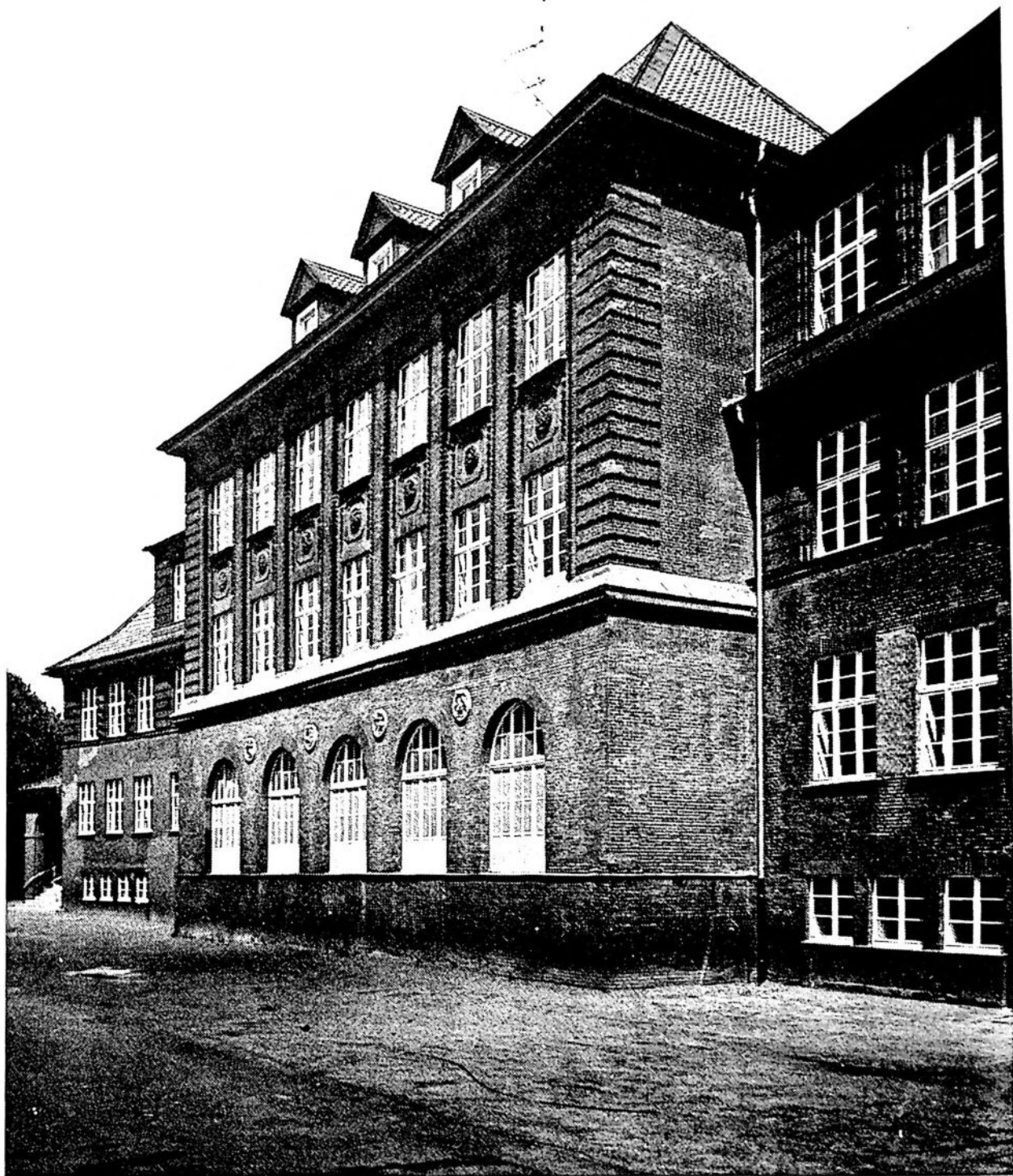
Bei der Drusenbergschule handelt es sich um einen langgestreckten, in leichter Kurvatur angelegten Bau in mittelaxialer Grundrißkonzeption mit Haupthaus, eingeschossigem Verbindungstrakt (im 2. Weltkrieg zerstört) und Nebenhaus. Die Vorderfassade ist mit hochrechten Fenstern, Rundbogenfenstern im Turnhallenbereich und Keramikeinsätzen aufwendig gestaltet. Dem Verwendungszweck des Gebäudes entsprechend wurden auch Medaillons mit Märchenmotiven angebracht. Diese Fassadengestaltung war weithin sichtbar, da die Drusenbergschule sich ursprünglich am Rand des neuerrichteten Ehrenfeldes befand und von Südwesten her frei einsehbar war.

Dem aufwendigen Außenbau entspricht eine ebensolche Innenausstattung. Parkettfußböden, kunstvolle schmiedeeiserne Treppengeländer, glasierte Keramikkacheln und nicht zuletzt die mit einem Emporenangang und einer aufwendigen Deckenbemalung versehenen Turnhalle geben dieser Schule ein unverwechselbares Bild.

Zu einem akuten Fall für die Denkmalpflege wurde die Drusenbergschule aufgrund ihres problematischen Standortes auf einem ehemaligen Bachbett. Statische Schwierigkeiten und Bauschäden führten seit 1986 zu einer langwierigen Diskussion um den Erhalt der Schule. Nach der Unterschutzstellung 1988 wurde sie dann umfangreich restauriert.

Heute dokumentiert das Gebäude sowohl ein Stück Baugeschichte des späten Kaiserreichs als auch die Geschichte der Bochumer Stadtentwicklung, wobei die Wahl eines letztlich sehr ungünstigen Bauplatzes auch ein Schlaglicht auf die Probleme einer schnell wachsenden Großstadt wirft.

Dieter W. Hartwig und Jürgen Lotterer



Drusenbergschule, Ansicht vom Schulhof
Photo: Stefan Kuhn

Bahnhof Dahlhausen (1913-1917)

Die Geschichte der Eisenbahn im mittleren Ruhrtal beginnt mit der Inbetriebnahme einer Zweigbahn von Steele nach Dahlhausen durch die Bergisch-Märkische Eisenbahn im September 1863. Von der Streckenführung sollten insbesondere die in Dahlhausen gelegenen Kohlenzechen Hasenwinkel und Ver. General & Erbstollen profitieren, deren Kohlevertrieb bis zu diesem Zeitpunkt ausschließlich auf die umständliche Ruhrverschiffung angewiesen war. Neben den Zechen erkannten bald auch andere Industrieunternehmen die Vorteile des Güterversands mit der Eisenbahn und siedelten sich, wie zum Beispiel die Dr. C. Otto u. Comp. GmbH, in Dahlhausen an.

Da das Streckennetz der Eisenbahn vornehmlich auf den Güterverkehr ausgerichtet war, kam der Personenverkehr in Dahlhausen nur langsam in Bewegung. Erst mit der Erweiterung des Streckennetzes bis Laer und Hattingen und später bis Altendorf, Blankenstein und Überruhr gewann er weiter an Bedeutung. Als schließlich das Ruhrtal bis Hagen befahrbar wurde finanzierten die Gemeinden Linden und Dahlhausen den Neubau eines Bahnhofs, der 1875 fertiggestellt werden konnte.

Durch die Verstaatlichung des privaten Eisenbahnwesens in Preußen wurde 1895 der Bereich der mittleren Ruhrtalbahn der neugegründeten Königlichen Eisenbahndirektion Essen unterstellt. Dahlhausen entwickelte sich nun schnell zu einem wichtigen Knotenpunkt des Güter- und Personenverkehrs im Ruhrtal, so daß man 1910 die Strecke Steele-Dahlhausen zweigleisig ausbaute. Da diese Maßnahme keine nennenswerte Entlastung des Güterbahnhofs brachte, blieb ein Umbau des Bahnhofs unumgänglich: Die Personenzugstrecke Steele-Dahlhausen wurde auf einen hochwassergeschützten Bahndamm nahe der Ruhr verlegt und die Zahl der Güterzuggleise erhöht. Am 28. Februar 1917 wurde das heutige Bahnhofsgebäude, das während des Ersten Weltkriegs unter Einsatz von Kriegsgefangenen weitergebaut worden war, eingeweiht.

Ruhrbesetzung und Weltwirtschaftskrise verhinderten zunächst eine neue Blüte des Eisenbahnverkehrs in Dahlhausen. Erst der Zweite Weltkrieg führte wieder zu einem Anstieg des Verkehrs, bis mit Sprengung der Möhnetalsperre am 17. April 1943 der gesamte Güterbahnhof sowie das Bahnhofsgebäude überschwemmt wurden.

Die Nachkriegszeit brachte bis zum Beginn des Zechensterbens Anfang der 1960er Jahre nochmals einen kurzfristigen Aufschwung, doch die Zeit der besonderen Bedeutung des Bahnhofs Dahlhausen war mit der Schließung der Zeche „Dahlhauser Tiefbau“ endgültig vorbei. 1969 wurde das Bahnbetriebswerk Bochum-Dahlhausen aufgegeben, und 1974 folgte mit der Aufnahme des S-Bahnverkehrs auch der Fortfall der Personenzüge.

Während die Anlagen des Güterbahnhofs seit 1977 das Eisenbahnmuseum Dahlhausen beherbergen, wurde der Personenbahnhof bis vor kurzem noch vollkommen vernachlässigt. Erfreulich ist, daß sich schließlich doch noch ein Bauherr fand, der die Restauration des Bahnhofsgebäudes übernommen hat. Die Fassade und das Dach des Bahnhofs sind in den Formen des Jugendstils wiederhergestellt. Neben einer Gastronomie wird auch das Eisenbahnmuseum Räume im Originalzustand unterhalten und somit interessante Einblicke in die Geschichte des Bahnhofs Dahlhausen vermitteln können.

Uwe Schäfer



Bahnhof Dahlhausen, Nordfassade
Photo: Stefan Kuhn

Zeche Carolinenglück 2/3 (1856/1912)

In einer Stadt, deren letzte Kohleförderanlage, Holland in Wattenscheid, bereits 1974 geschlossen wurde, stellt eine Anlage wie Carolinenglück eine Besonderheit dar. Es handelt sich nicht nur um den letzten aktiven Teil des Bergbaus in der Stadt, sondern auch um ein technikgeschichtlich besonders interessantes Ensemble.

Die Zeche Carolinenglück nahm mit dem Schacht 1 1850 die Förderung auf, sie ist damit eine der ältesten Tiefbauanlagen der Stadt (der Schacht liegt unter dem Ruhrschnellweg etwa dort, wo die Darpestraße unter der Eisenbahnbrücke herführt). Bereits 1856 begann weiter nördlich das Abteufen des Schachtes 2, wobei über diesem der heute noch vorhandene Malakowturm errichtet wurde. Die Benennung für diese Art der Schachttürme läßt sich auf das Fort Malakow im Krimkrieg der 1850er Jahre zurückführen. Noch vor dem Malakowturm des Schachtes Hannover I in Hordel steht damit über Schacht Carolinenglück 2 die älteste erhaltene Fördereinrichtung des Ruhrbergbaus. Es handelt sich um einen schlichten Backsteinbau mit tonnenförmigen Dach, der mehrfach umgebaut wurde, was zahlreiche Spuren in der Fassade hinterlassen hat. Der Schacht wird heute über einen Förderhaspel befahren, doch dient er eigentlich nur noch als Wetterschacht.

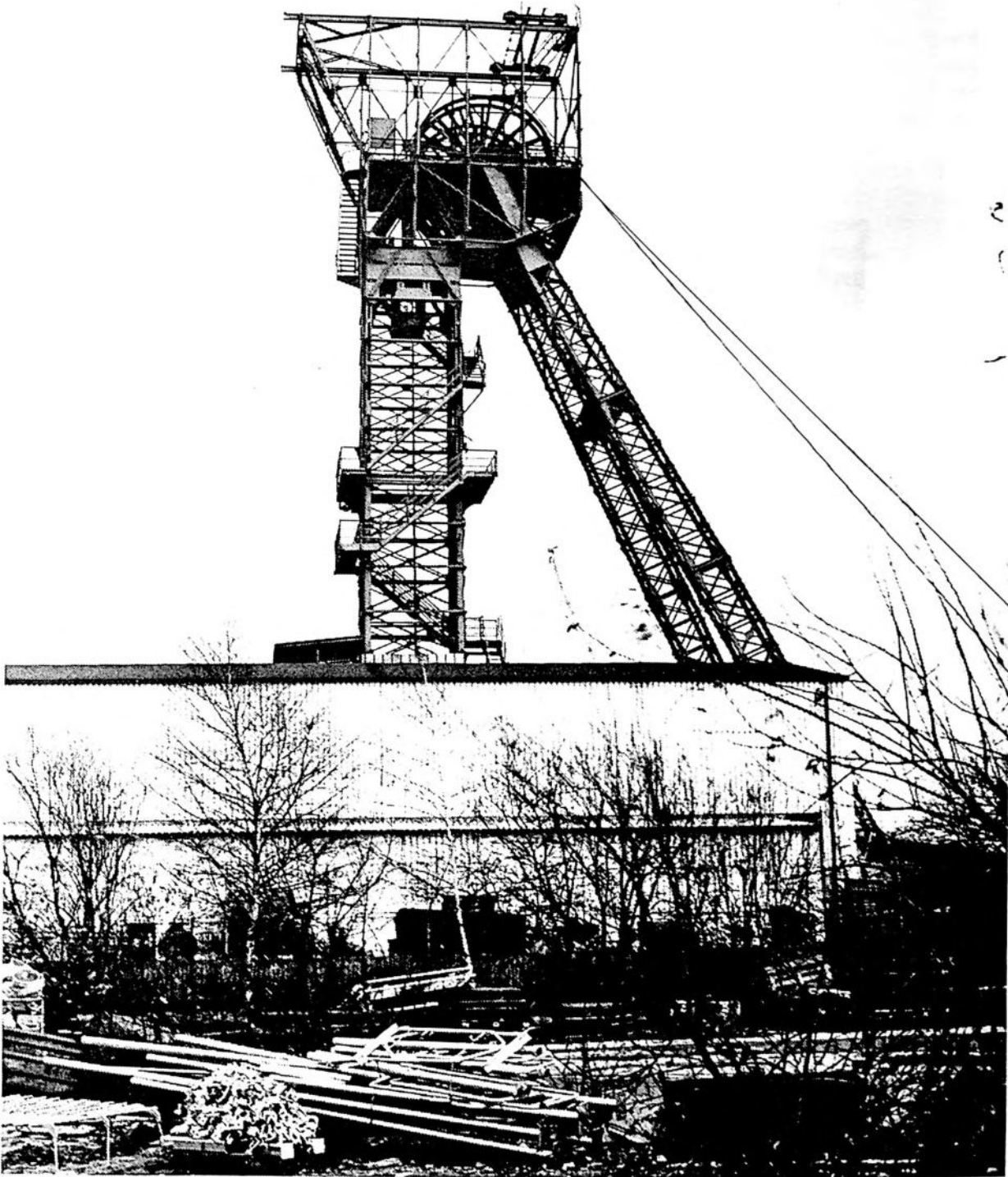
Im Jahr 1898 machte Carolinenglück negative Schlagzeilen durch das erste Grubenunglück des Ruhrbergbaus, das mehr als 100 Todesopfer forderte. Zu diesem Zeitpunkt war die Zeche völlig veraltet, was sich allerdings 1900 mit der Übernahme durch den Bochumer Verein grundlegend änderte. Das Unternehmen benötigte eine gute Koks Kohlengrundlage in Nähe zur Gußstahlfabrik und ging an den zügigen Ausbau der Anlage. Dies betraf vor allem die Koksseite sowie die Nebenproduktengewinnung, Geschäftszweige die in der Folge die eigentliche Kohleförderung an wirtschaftlicher Bedeutung weit hinter sich ließen.

Im Zuge der Modernisierung wurde von 1910 bis 1912 neben Schacht 2 der Schacht 3 abgeteuft und mit einem Stahlstrebengerüst mit Doppelförderung versehen. Dieser übernahm bis zur Stilllegung der Zeche 1964 die alleinige Kohlenförderung. Das Gerüst ist eines der seltenen Exemplare der Bauart Zschetzsche, eine der Vorläuferkonstruktionen der später dominierenden Bauart Klönne (s. a. Artikel Rundgang Werne über Robert Müser). Da es vollständig erhalten ist, muß es als herausragendes Technisches Denkmal angesehen werden. Dies wird noch unterstützt durch den Identifikationswert für den Stadtteil Hamme. Beeindruckend ist vor allem der Blick auf die Zeche von der Dorstener Str. aus.

Den Erhalt verdanken beide Fördereinrichtungen weniger ihrer Bedeutung als vielmehr der Einrichtung einer Pumpengemeinschaft der Ruhrzechen. Diese wurde nach 1970 von der Ruhrkohle AG als Zentrale Wasserhaltung weitergeführt, deren Sitz Carolinenglück bis heute ist. Vereinfacht gesagt pumpen Zechen Grubenwässer in stillgelegten Baufeldern ab, die die weiter nördlich in Betrieb befindlichen Schachtanlagen gefährden würden. In Bochum sind dies die Standorte Robert Müser, Friedlicher Nachbar und eben Carolinenglück. Dazu wird ein kleines Streckennetz auf der 950m-Sohle unterhalten, während die alte 1.076m-Sohle unter Wasser steht.

Eine Gefährdung des Standorts Carolinenglück ist vorerst nicht absehbar, zur Zeit wird das Gerüst mit einem neuen Schutzanstrich versehen. In diesem Zusammenhang bleibt zu hoffen, daß bei künftigen Modernisierungen nicht auf den bekrönenden Gerüstkopf verzichtet wird.

Ralf Peters



Zeche Carolinenglück, Strebengerüst über Schacht 3
Photo: Stefan Kuhn

Kraftwerk Prinz Regent (1905)

Die Geschichte des Kraftwerks Prinz Regent (heute Kraftwerk Bochum der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen, VEW) war lange Zeit eng verbunden mit der Entwicklung der gleichnamigen Zeche, die 1873 die Förderung aufgenommen hatte. Für deren Versorgung mit Strom, Druckluft und Dampf wurde das Kraftwerk 1905 errichtet. Bis 1914 waren schließlich über zehn Schachtanlagen in Raum Bochum und Dortmund an das Kraftwerk angeschlossen.

Ursprünglich mit einer Dampfmaschine, dann mit mehreren Gasmotoren ausgestattet, begann 1914 die Einführung der effizienteren, heute noch angewandten Dampfturbinentechnik für die Stromerzeugung, so daß nach der Erneuerung der Kesselanlage (1917-19) und der Errichtung weiterer Turbinen (1921/22) das Kraftwerk mit inzwischen 20 Megawatt (MW) voll dem damaligen Stand der Technik entsprach. Erste Alterungserscheinungen der sog. Steilrohr-Kessel erforderten Ende der 1930er Jahre deren Ersatz durch Hochdruck-Kessel mit Kohlenstaubfeuerung, die mitsamt einer neuen Turbinenanlage (33 MW) bis 1949 in Betrieb gingen.

Das durch die Stilllegung aller zu beliefernden Zechen 1960-62 akut gefährdete Kraftwerk Prinz Regent wurde schließlich für die Dampf- und Stromversorgung des neuen Opel-Werkes von der Stadt Bochum und später von der VEW erworben und um ein neues Kesselhaus mit zwei Hochdruck-Kesseln (1962/63) erweitert. Mit der Übernahme der Wärmeversorgung der Ruhr-Universität und der Hustadt sowie durch den Bau der Fernwärmeverbundschiene zum Kraftwerk Shamrock in Wanne-Eickel (1985) gewann die Fernwärmelieferung (z.Zt. 320 Megajoule) für das Kraftwerk überragende Bedeutung, während die Stromerzeugung (max. 30 MW) heute nur noch eine untergeordnete Rolle spielt.

Die Errichtung eines gasgefeuerten Kraftwerkblocks ermöglichte 1974/76 die Stilllegung der Kessel aus den 40er Jahren. Die verschärften Umweltschutzbedingungen, die 1985 bereits die Stilllegung des benachbarten Kraftwerks Springorum bewirkten, erfordern bis Mitte 1996 den Ersatz der beiden letzten Kohlekessel durch modernere Technik.

Entsprechend seiner wechsellvollen Geschichte lassen sich im Rahmen des Kraftwerkskomplexes auch architektonisch unterschiedliche Bauphasen ausmachen, die den Wandel in der Architekturauffassung bei der Errichtung industrieller Zweckbauten verdeutlichen. Der älteste Teil der Anlage von 1905 - das heutige Turbinenhaus - ist noch sichtbar von dem Bestreben geprägt, den Zweckbau durch eine historisierende Außengestaltung optisch aufzuwerten. Das nördlich anschließende ehemalige Kesselhaus erfuhr im Zuge seiner Umnutzung ab 1919 eine Umgestaltung der Fassade, die nun mit charakteristischer Mauerwerk-Ornamentik, wie z.B. ausgestellten Ziegelreihen, ganz im Stil der 20er Jahre gehalten ist.

Dominiert wird der Komplex noch heute von dem in zwei Bauphasen entstandenen Kesselhaus. Der westliche Baukörper aus den 40er Jahren ist durch eine kräftige Fassadengliederung mittels Bändern und Fenstereinfassungen aus Sandstein gekennzeichnet, die sich deutlich von dem Ziegelmauerwerk abheben. Östlich anschließend befindet sich das heute noch genutzte, kubische Kesselgebäude von 1962/63. Hier gliedern horizontal verlaufende Fensterbänder den nüchternen Baukörper, der gestalterisch am stärksten den Funktionscharakter des Kraftwerkes unterstreicht.

Lutz Engelskirchen und Hans-Georg Thomas



Kraftwerk Prinz Regent, Kesselhaus von 1962
Photo: Stefan Kuhn

Wasserturm Hattinger Straße 467 (1902-1903)

Im Vergleich zu den weithin sichtbaren Stahlhochbehältern bietet der Wasserturm an der Hattinger Straße ein ungewohntes Bild: über einem annähernd quadratischen Grundriß erhebt sich ein viergeschossiges Gebäude in historisierender Formensprache, das den Eindruck eines anspruchsvollen Wohnhauses vermittelt. Dabei dominiert der massive, geschlossene Baukörper die umliegende zwei- bis dreigeschossige Wohnbebauung. Entgegen der äußeren Form offenbart sich die Funktion des Gebäudes als Wasserhochbehälter erst im Inneren. Oberhalb von zwei Wohn- und Bürogeschossen ruhen zwei Wasserbehälter mit einem Fassungsvermögen von insgesamt 2000 m³, die von der Eschweiler Firma F.A. Neumann 1902/1903 gebaut wurden. Vom gleichen Hersteller stammt auch die eiserne Dachkonstruktion mit der gleichzeitig der Belüftung und der Belichtung dienenden Dachlaterne. Der Baukörper wurde von der Bochumer Firma Heinrich Scheven errichtet.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wüteten in Deutschland vielerorts noch Epidemien, in Bochum 1900 eine Thyphusepidemie. Um der Ausbreitung solcher Krankheiten, vorzubeugen, forderten Mediziner eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser. Vor dem Hintergrund auslaufender Wasserlieferungsverträge mit der Stadt Bochum gründeten 1902 zehn Gemeinden der damaligen Landkreise Bochum, Gelsenkirchen und Hattingen das „Verbandswasserwerk Bochum“. Das Ziel dieses kommunalen Unternehmens war eine in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht zufriedenstellende Wasserversorgung. Zu diesem Zweck entstanden innerhalb kurzer Zeit neue Wassergewinnungs- und Förderanlagen sowie Hochbehälter und Zubringerleitungen, u.a. auch der Wasserturm an der Hattinger Straße und ein nahezu baugleiches Exemplar in Bochum-Harpen.

Die Funktion des Wasserturms bestand darin, betriebsbedingte Verbrauchsschwankungen auszugleichen, einen konstanten Wasserdruck im Leitungsnetz zu ermöglichen und bei hohem Wasserbedarf eine ausreichende Wasserkapazität zu garantieren. Die beiden Bochumer Wassertürme stellen nicht nur auf Grund der jeweils zwei Flachbodenbehälter mit zylindrischen Wandelementen, sondern auch wegen der zusätzlichen Nutzung des Turmunterbaus eine technische Besonderheit dar. Beide Wasserhochbehälter wurden 1959 mit der Gründung der Stadtwerke Bochum aus technischen Gründen stillgelegt. Während der „größere Bruder“ in Harpen, der ein Fassungsvermögen von 3000 m³ besaß, im Februar 1976 abgebrochen wurde, konnte der Wasserturm in Weitmar zu Beginn der 1980er Jahre einer neuen Nutzung zugeführt werden. Das seit dem 17.04.1989 in die Denkmalliste der Stadt Bochum eingetragene Technische Denkmal beherbergt heute das „Deutsche Forum für Figurentheater und Puppenspielkunst“.

Astrid Dörnemann und Stefan Kuhn



Wasserturm Hattinger Straße, Rückansicht
Photo: Stefan Kuhn

Hochbunker „In den Langenstuken“ (1941)

Bochum war während des Zweiten Weltkrieges Ziel von insgesamt 147 Bombenangriffen, wobei die Schwere und Intensität ab 1943 erheblich zunahm.

Bis 1940 lag der Schwerpunkt der Bochumer Luftschutzmaßnahmen im Um- und Ausbau der in Privathäusern bereits behelfsmäßig eingerichteten Luftschutzräume. Erst nachdem der „Führer“ 1940 den Willen bekundet hatte, Deutschland „lufthart“ zu machen, ging man dazu über, den Neubau von Luftschutzanlagen zu forcieren. Im August 1941 erschienen die „Bestimmungen für den Bau von Luftschutz-Bunkern“, die vom „Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe“, Hermann Göring, herausgegeben worden waren. Favonisiert wurde der Bau von Hochbunkern, da sie bei relativ geringem Materialverbrauch eine sehr hohe Zahl von Personen beherbergen konnten. „Bombensichere Luftschutzbauten“, kurz LS-Bunker genannt, sollten den Insassen bei Luftangriffen Schutz gegen „Abwurfmunition und chemischen Kampfstoffe bieten“ und so eingerichtet sein, daß „die Benutzer keine gesundheitlichen Schäden erleiden und die notwendige Ruhe und Bequemlichkeit erhalten“.

Dazu mußte die Anlage über mindestens zwei mit Splitterschutz ausgestattete Eingänge verfügen, die möglichst weit voneinander entfernt liegen sollten. Dazu kamen Dienst-, Wach-, Sanitäts-, Aufenthalts- sowie Waschräume und Toiletten. Das Verhältnis zwischen den Liegeplätzen in den Einzelräumen und den Sitzplätzen in den Gemeinschaftsräumen sollte 10 : 1 betragen, wobei in den Einzelräumen die Unterbringung von nicht mehr als sechs Personen geplant war.

Beim Bau wurden nicht nur funktionale, sondern auch ästhetische Gesichtspunkte mit Aspekten der Tarnung berücksichtigt. So sollte sich der LS-Bunker in das Stadtbild einpassen, aber auch seinen „Wehrcharakter“ nach Möglichkeit zum Ausdruck bringen. In Bochum tagte deshalb der „Beirat der Baubeamten“, der dafür sorgen wollte, daß die Bunker „klare, schöne, mit gesundem Gefühl für Körperform gestaltete, groß gesehene Baukörper“ wurden.

Die Realität in den Bochumer Bunkern sah aber häufig anders aus, denn seit 1942 mußten die Bauarbeiten an den bis dahin noch nicht vollendeten Bunkerbauten aufgrund der kriegsbedingten Mangelerscheinungen eingeschränkt, bzw. an einigen zugunsten anderer aufgegeben werden. Daher wurden einige Bunker freigegeben, obwohl sie noch im Rohbau standen und die Inneneinrichtung nur unvollständig ausgeführt worden war.

Der am 29. Juli 1941 fertiggestellte Bunker „In den Langenstuken“ stellt eine Besonderheit dar, weil er als einziger in Bochum nicht nur komplett eingerichtet wurde, sondern auch eine aufwendige Klinkerfassade erhielt. Er verfügte über 432 Liege- sowie 60 Sitzplätze und gehörte damit zu der in den Bauvorschriften sogenannten „Baustufe B“, also zu den Bunkern mittlerer Größe.

Eine Verkleidung war wahrscheinlich an allen Bunkern geplant, konnte aber nur an diesem ausgeführt werden. Zu beachten sind bei dem Bunker „In den Langenstuken“ die beiden Apsiden, die an den Schmalseiten angebracht sind und in ihrem Inneren die Treppenaufgänge beherbergen. Zusammen mit dem an romanische Stilelemente angelehnten Rundbogenfries unterhalb der Dachkante geben sie dem Bunker einen fast sakralen Charakter.



Luftschutzbunker „In den Langenstuken“, Eingangssituation
Photo: Stefan Kuhn

Haus Langendreer Ein Rittersitz unter der Rasendecke

Folgt man der Hinweistafel an Haus Langendreer, scheint die Geschichte der Anlage völlig klar. Erst bei näherer Beschäftigung taucht eine Vielzahl von Fragen auf, deren Beantwortung offen bleibt: Existierte das Haus wirklich schon im 9. Jahrhundert, als ein Urbar der Abtei Werden (Einkünfteverzeichnis, um 882) erstmalig die Ortschaft „Threiri“ erwähnt? Haben hier die Herren von Overlacker gewohnt, die im 13. Jahrhundert zu den Gefolgsleuten des Grafen Dietrich von Isenburg-Limburg zählten? Ist die Anlage vielleicht doch erst durch die Familie von Drere, die urkundlich erstmals 1296 in Erscheinung tritt, gebaut worden? Kann man die „Leitenborg“, die Heinrich von Drere im Jahre 1436 seinem Sohn Dietrich überschreibt, mit Haus Langendreer gleichsetzen? War der Rittersitz im Ursprung gar keine Burg, sondern lediglich ein Bauernhof? Wenn, wann ist dann der Ausbau des einfachen Hofes zum Adelsitz erfolgt?

Konkret faßbar wird Haus Langendreer erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als Allhard-Philipp von der Borch den Sitz seiner Vorfahren, der möglicherweise Ende des 16. Jahrhunderts von den Spaniern stark beschädigt worden war, neu herrichten ließ. In Beschreibungen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts verfällt die Anlage. Ende des 19. Jahrhunderts wird sie als öde und baufällig geschildert: „Wo früher mächtige Bauten hervorragten, steht jetzt ein baufälliges Herrenhaus ... Zerbrochene Fenster lassen Sturm und Regen ungehindert durch und Eulen und Fledermäuse haben sich in den Räumen häuslich niedergelassen.“

1905 verkaufte Allhard Freiherr von der Borch den Familienbesitz an die Bergwerksgesellschaft Luise Tiefbau; drei Jahre später wurde das Herrenhaus abgerissen, die ehemaligen Wirtschaftsgebäude baute man zu Bergarbeiterunterkünften um. 1969 kaufte der Landschaftsverband Westfalen-Lippe das Gelände auf und begann mit dem Bau eines Sonderschulzentrums; die noch vorhandenen Baulichkeiten des ehemaligen Rittersitzes wurden restauriert und in das Schulzentrum integriert.

Eine Klärung der offenen Fragen zur Geschichte des Hauses Langendreer ist allein mit Hilfe der bruchstückhaft überlieferten schriftlichen Urkunden nicht möglich. Weiterführen können nur archäologische Forschungen. Grabungen zerstören allerdings nicht nur endgültig die im Boden konservierten Zeugnisse, sie sind auch ausgesprochen kostenintensiv. Einen Blick unter die Erde ermöglicht heute jedoch auch bereits eine Reihe naturwissenschaftlicher Verfahren - elektromagnetische und akustische Messungen, Bodenradar usw. Sie arbeiten zerstörungsfrei, sind kostengünstiger und leiten den gezielten Einsatz eventueller Grabungen.

Mit Unterstützung durch das „DMT-Institut für Lagerstätte, Vermessung und Angewandte Physik“ und den „Verein zur Förderung der Archäologie im Ruhrgebiet e. V.“ sollen Chancen, Möglichkeiten und Grenzen dieser Methoden am Beispiel von Haus Langendreer veranschaulicht werden.

Herbert Lorenz



Fachwerkhaus „Boddes Kotten“ (1619/1672)

Der Kotten Bodde wurde bereits beim Tag des offenen Denkmals 1993 vorgestellt. Seitdem haben die im April begonnenen Restaurierungsarbeiten und neue Erkenntnisse hinsichtlich der Entstehung des Hauses Perspektiven eröffnet, die eine nochmalige Besprechung in diesem Jahr sinnvoll macht.

Boddes Kotten wurde von den Eheleuten Johan Bodde und Sophia Niegeling „Am Thie“ errichtet. Das Haus lag an der ehemaligen Versamlungs- oder Thingstätte und bildete mit den anderen dort befindlichen Höfen die haufenförmig angelegte Siedlung Eppendorf. Ein gewisser Bodde wird bereits im 15. Jahrhundert als Eingesessener von „Eppendorf“ im „Schatboik in Mark“ erwähnt. 1684 bewirtschaftete Johan Bodde ein Grundstück mit einer Größe von vier Morgen. Nach verschiedenen Besitzerwechseln gehörte der Hof ab 1885 mit Wilhelm Bodde einem Mitglied der Gründerfamilie. Wegen der geringen Größe von nun 9,3 Morgen war der Besitzer des Kottens gezwungen, einem Nebenerwerb nachzugehen: Wilhelm Bodde war Bergmann, ein Sohn Fuhrmann.

Zu den heutigen Raumfolgen kann gesagt werden, daß zwischen dem Deelentor in der Südfassade und dem ursprünglichen Wohnhaus eine Längsdeele liegt, flankiert von Stallboxen. Über der Deele liegt der Heuboden. In der Südfassade befindet sich auch die Torbalkeninschrift mit dem Baudatum 1672. Darüber steht ein eichenverbretterter Giebel, der sich in der Nordfassade wiederholt. Der im Erdgeschoß dreiräumige Wohnteil wurde über eine schmale Treppe mit weiteren, mehrmals veränderten Räumen im Obergeschoß verbunden. Das Gebäude wurde zunächst vorläufig und schließlich am 10.03.1990 endgültig unter Denkmalschutz gestellt.

Detaillierte Untersuchungen durch den mit der Restaurierung beauftragten Zimmermann und die Untere Denkmalbehörde führten zu der Vermutung, daß dieses Haus in mehreren Schritten erbaut bzw. verändert wurde. Das veranlaßte die Untere Denkmalbehörde, eine dendrochronologische Untersuchung (Bestimmung des Fälldatums der im Fachwerk verwendeten Eichenbalken) durchführen zu lassen. Das Ergebnis bestätigte die These: das Bauholz des Deelenteils wurde - bei einer maximalen Abweichung von drei Jahren - 1672 geschlagen. Geht man davon aus, daß erfahrungsgemäß das Holz unmittelbar danach eingebaut wurde, würde das Datum der Inschrift des Deelentorbalkens entsprechen. Ein vermutlich weiteres Baualter im Bereich der „Utlucht“ („Ausguck“, nordwestlicherAnbau) konnte bisher noch nicht nachgewiesen werden. Das Interessantere der Untersuchung liegt jedoch in dem Ergebnis, daß die wichtigsten Ständerhölzer im Wohnteil das exakte Fälldatum ergeben: Herbst/Winter 1618/1619. Damit ist der Kotten Bodde wohl Bochums ältestes Wohnhaus.

Aufgrund des Ergebnisses der Untersuchungen kann man nun mit hoher Sicherheit folgende Bauentwicklung konstatieren: Ein zunächst errichtetes kleines Wohnhaus, denkbar ist ein Alttenteilhaus, wurde nach ca. 50 Jahren zu einem Kötterhaus erweitert. Beide Bauteile erhielten dann einen gemeinsamen neuen Dachstuhl.

Die derzeitige Besichtigung des Kotten Bodde gibt einen einmaligen Einblick in die Vorgehensweise bei der Restaurierung eines Fachwerkhäuses.

Ralf Molkenhain und Rolf Tasche



Boddes Kotten, vor 1950
Photo: Stadlarcliv Bochum

Der Jüdische Friedhof an der Wasserstraße (1918)

„Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt, ist nicht tot. Tot nur ist, wer vergessen wird.“ So lautet die Inschrift auf dem Grabstein des Isaac Meyer (1824-1893) auf dem Jüdischen Friedhof in Bochum-Wiemelhausen, welche sinnspruchartig einen Grundzug jüdischer Religiosität benennt: das Gedächtnis, das Gedenken. Nicht zuletzt auf den jüdischen Friedhöfen steht das Gedächtnis an die Verstorbenen im Mittelpunkt. Man findet dort kaum ein Grab, welches nicht von einem mehr oder weniger monumentalen Grabstein geziert wird, einem Grabstein als Denkmal zur Erinnerung an den Verstorbenen, als Zeichen, das für die Ewigkeit gesetzt wird, an einem Ort, der zur ewigen Ruhe bestimmt sein sollte.

Der Jüdische Friedhof an der Wasserstraße ist ungewöhnlicherweise dem Kommunalfriedhof von Wiemelhausen angegliedert. Ungewöhnlich deshalb, weil im jüdischen Kultus der Friedhof als unantastbare, ewige Ruhestätte gilt. Jedes Grab bleibt Eigentum des dort beerdigten Toten. So ist es ein Bestreben jüdischer Gemeinden, das Friedhofsgelände zur Gewährleistung der Totenruhe als Eigentum zu erwerben. Ende des 19. Jahrhunderts aber verschuldete sich die jüdische Gemeinde in Bochum durch den Bau einer Synagoge an der Wilhelm-, heute Huestraße, so daß anzunehmen ist, daß nicht so sehr die Abkehr von „orthodoxen Grundsätzen“ als vielmehr der finanzielle Engpaß die Gemeinde dazu bewog, einen kommunalen Friedhof für die Bestattung ihrer Mitglieder zu akzeptieren.

Am 18. Januar 1918 fand dort die erste Beerdigung statt, nachdem der jüdischen Gemeinde von der Stadt ein Kaufrecht für den Fall der Auflassung des Friedhofs eingeräumt und u.a. der Bau einer Leichenhalle zugesagt worden war. Erst am 28.10.1928 jedoch konnte deren Einweihung gefeiert werden. Bauherrin und Eigentümerin war die Stadt Bochum.

Weitestgehend von Zerstörungen im Nationalsozialismus verschont, bietet dieser Friedhof den Besuchern dennoch einen Hinweis auf nationalsozialistische Greuelthaten: zwei Reihen identischer Grabsteine mit Sterbedaten zwischen dem 5.12.1944 und dem 16.3.1945. Die Namen der 52 dort Bestatteten deuten auf eine ausländischen Herkunft. Es handelt sich hierbei um „Schutzhäftlinge“, Opfer eines „SS-Arbeitskommandos Bochumer Verein“.

Von Januar bis April 1954 wurden die Überreste der Toten zweier älterer jüdischer Friedhöfe zur Wasserstraße umgebettet. Auf diese Art und Weise gelangten auch zwei Steine des ältesten jüdischen Friedhofs an der heutigen Massenbergstraße dorthin. Sie waren bereits im 19. Jahrhundert zum jüdischen Teil des Alten Friedhofs (Kortumpark), verlegt worden, dessen Steine heute in Wiemelhausen zu finden sind. Die in diesem Zusammenhang teilweise wieder aufgerichteten Grabdenkmäler geben dem Begräbnisfeld eine erhabene Atmosphäre. Zudem verraten die verschiedenen stilistischen Ausführungsformen dieser steinernen Monumente, die von der klassizistischen über die verspielte Gestaltung des Jugendstils bis hin zur heutigen Grabsteinarchitektur reichen, einiges über den ursprünglichen Standort der Denkmäler genauso wie über die geistesgeschichtliche Haltung derjenigen, die diese Denkmäler gesetzt haben.

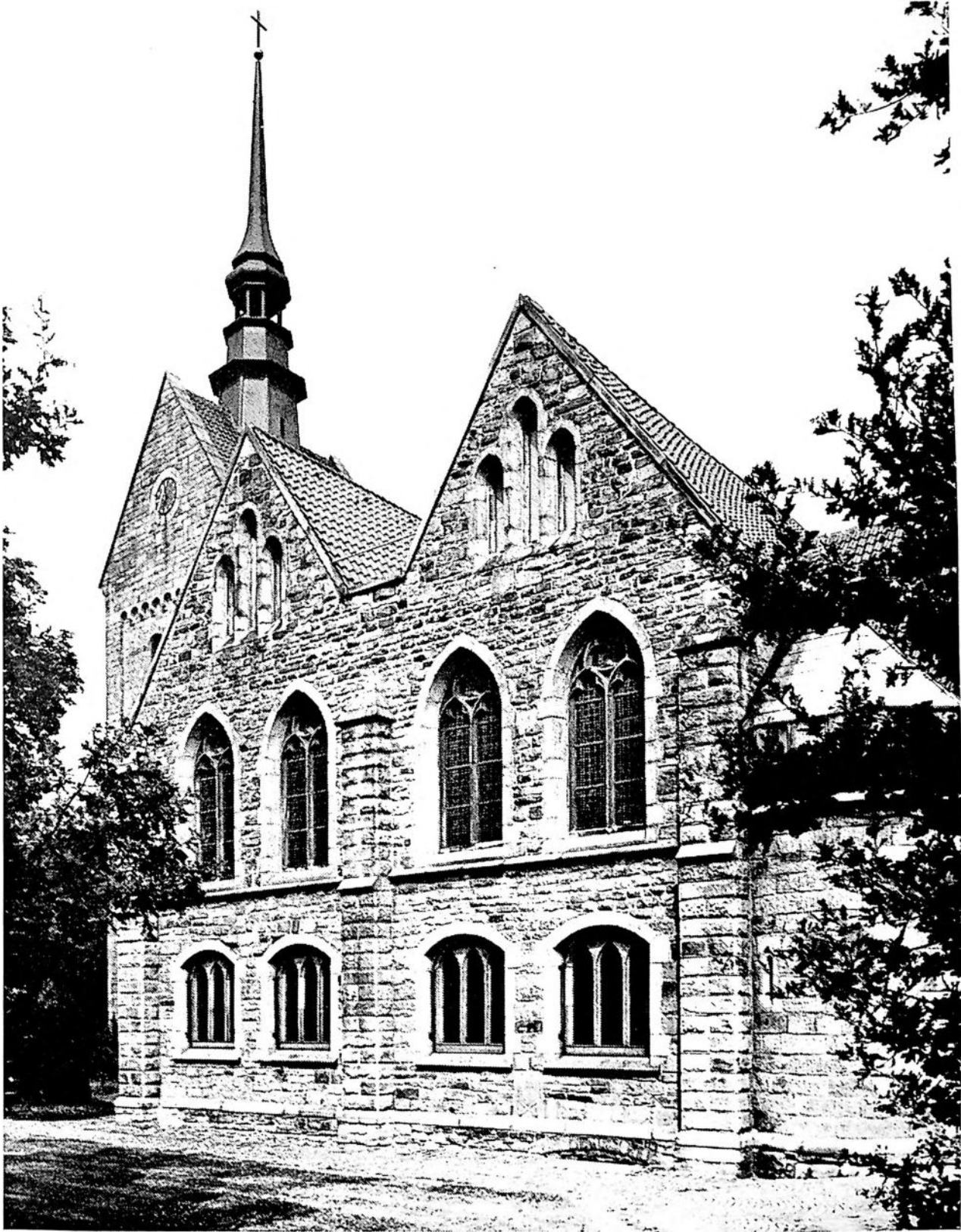
Bis in die Gegenwart hinein bestattet die Jüdische Kultusgemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen hier ihre verstorbenen Mitglieder.

Ina Mürner

Literatur: Gisela Wilbertz: Jüdische Friedhöfe im heutigen Bochumer Stadtgebiet, Bochum 1988



Jüdischer Friedhof an der Wasserstraße
Photo: Stefan Kuhn



St. Vincentius-Kirche, Turm und Anbau von 1905
Photo: Stefan Kuhn

Ehrenmal Wattenscheid (1934)

Eingebettet in einen Park zwischen der Bahnhofstraße und dem Bußmannsweg liegt das Wattenscheider Ehrenmal, ein Kriegerdenkmal, das an die im 1. Weltkrieg gefallenen Bürger Wattenscheids erinnern soll. Bereits 1932 nach einem Entwurf von Stadtbaumeister Schuhmacher geplant, wurde es am 4. August 1934, einen Tag nach der deutschen Kriegserklärung an Frankreich zwanzig Jahre zuvor, nach einigen entscheidenden Änderungen bedeutungsschwer eingeweiht. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Ehrenmal zu seiner heutigen Form umgebaut. Seit 1993 steht es unter Denkmalschutz.

Die axial auf den Ausgang des Bahnhofs ausgerichtete Anlage besteht in ihrem südlichen Teil aus einer Pappelallee, die mittig von einer Grasfläche geteilt wird. Diese Allee führt zu einer zentralen, durch zwei Treppen erreichbaren Terrasse, über die der Weg durch heute unbewachsene Laubgänge optisch in den nördlichen Bereich weitergeführt wird. Dieser Teil ist ähnlich konzipiert wie der südliche. Allerdings stehen hier statt Pappeln Eichen, und anstelle des Rasens befand sich zwischen den Bäumen ein 60 Meter langes Wasserbassin mit Springbrunnenanlage.

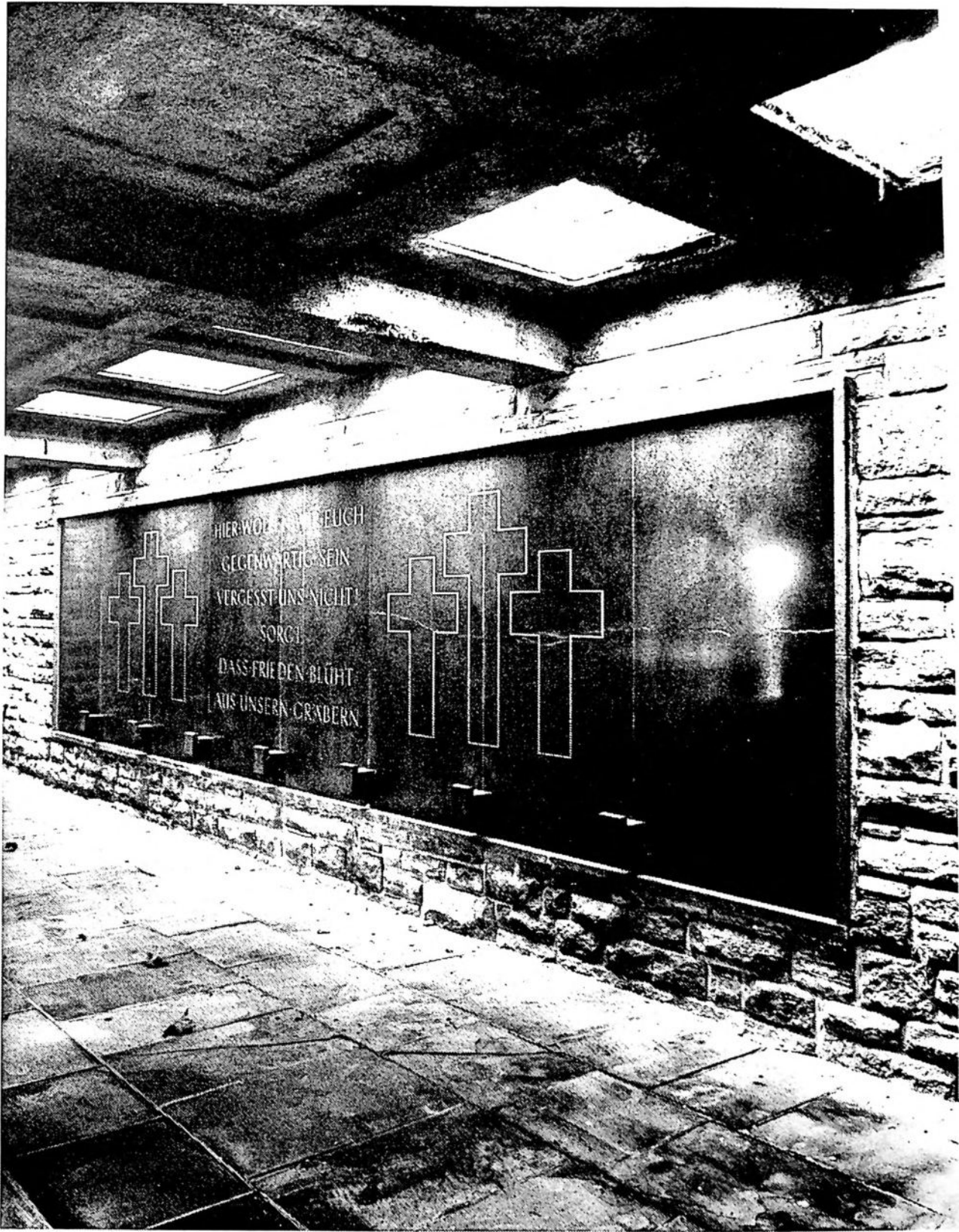
Die unterhalb der Terrasse gelegene Ehrenhalle bildet den zentralen Ort des Ehrenmals. Diese 196 qm große „Krypta“ ist innen wie außen aus Ruhrsandsteinmauerwerk gefügt und gemäß ihrer Hanglage in nördlicher Richtung mit drei vergitterten Durchbrüchen und zwei Eingängen versehen. An der Stirnseite hing ursprünglich eine acht Meter breite Bronzetafel, die die Namen der 2037 gefallenen Wattenscheider verzeichnete. Neben der Tafel sowie auf den beiden Seitenwänden ragen als einziger Schmuck acht steinerne Kranzhalter aus der Wand.

Die von vier gemauerten Säulen getragene kassettierte Betondecke wird kurz vor der Stirnwand von neun Öffnungen aus Prismenglas durchbrochen, die eine achteilige Granittafel in ein dämmriges Licht tauchen. Die Beleuchtung trägt ebenso wie der aus einem Quader bestehende Opfertisch in der Mitte des Raumes zur Sakralisierung der Halle bei. Die heute nicht mehr vorhandene stark disziplinierte Geometrie der Gesamtanlage war ein Resultat der auf Monumentalisierung zielenden Änderung des ursprünglichen Plans durch die Stadtspitze. 1932 vorgesehene Baumarten ersetzten die Nationalsozialisten durch schneller wachsende, spalierstehende Pappeln und ergänzten die Anlage durch vergrößerte Wasserbecken, während sie andererseits auf einen vorgesehenen Ehrenhain über der Krypta verzichteten, der dem Denkmal viel von der Ausstrahlung eines Aufmarschgeländes genommen hätte.

Ähnlich wie in einer romanischen Krypta Heilige und Märtyrer bestattet und verehrt wurden, waren es die zu Märtyrern stilisierten Gefallenen, deren gedacht wurde und deren Gedenken von den Nationalsozialisten instrumentalisiert wurde. In Worte gefaßt präsentierte sich diese vaterländische Sinnstiftung dem Besucher auf der Terrasse oberhalb der Krypta. Hier befand sich an der Stirnseite ein künstlicher Brunnen, der das nördlich gelegene Bassin speiste. Über dem Brunnen war eine nationale Variante des Spruchs der Thermopylenschlacht (480 v. Chr.) in Bronze in den Stein eingelassen: *„Weilst Du an diesem Ort, gedenke in Ehrfurcht der Väter und Söhne, die für Dich und Deutschlands Ehre kämpften und starben!“*

Weit versöhnlicher klingt die Inschrift, die nach 1945 eingemeißelt wurde: *„Hier wollen wir Euch gegenwärtig sein. Vergesst uns nicht! Sorgt, dass Frieden blüht aus unsern Gräbern.“*

Stephan Brakensiek



Ehrenmal Wattenscheid, „Krypta“ mit Ehrentafel
Photo: Stefan Kuhn

Die „Notkirche“ von Otto Bartning in Hamme (1950)

Ende des 2. Weltkrieges waren die meisten Kirchen in Deutschland beschädigt oder zerstört. Der Gottesdienst fand zunächst in Behelfsbaracken statt. Erste Abhilfe verschaffte das landesweite „Notkirchen-Programm“ des „Hilfswerks der Evangelischen Kirche Deutschland“. Finanziert wurde das 48 Bauten umfassende Programm durch Spenden der Weltkirchenorganisationen.

Trotz der großzügigen Spenden, überwiegend aus den USA und der Schweiz, war Baumaterial in den stark kriegszerstörten Städten knapp. So entwickelte der 1948 in die Bauleitung des Hilfswerks berufene Architekt und Kirchenbaumeister Otto Bartning (1883-1959) ein Typenmodell, dessen Bauteile serienmäßig vorgefertigt und anschließend ihrem jeweiligen Bestimmungsort übergeben wurden. Bartning griff hierbei auf seine früheren Erfahrungen mit Montagebauten zurück: 1928 hatte er für die Pressa-Ausstellung in Köln eine Kirche aus Stahlträgern, Glas und Kupferplatten errichtet. Der Aufbau dauerte drei Monate. Die baukastenartige Montage der „Notkirchen“ aus abgewinkelten Holzbindern, Pfetten, Dachpfannen, Türen und Fenstern betrug maximal drei Wochen. Das Außenmauerwerk zwischen den Bindern war nicht tragend und bestand aus örtlichem Trümmaterial. Die Kosten beliefen sich auf rund 10.000 Dollar pro Kirche.

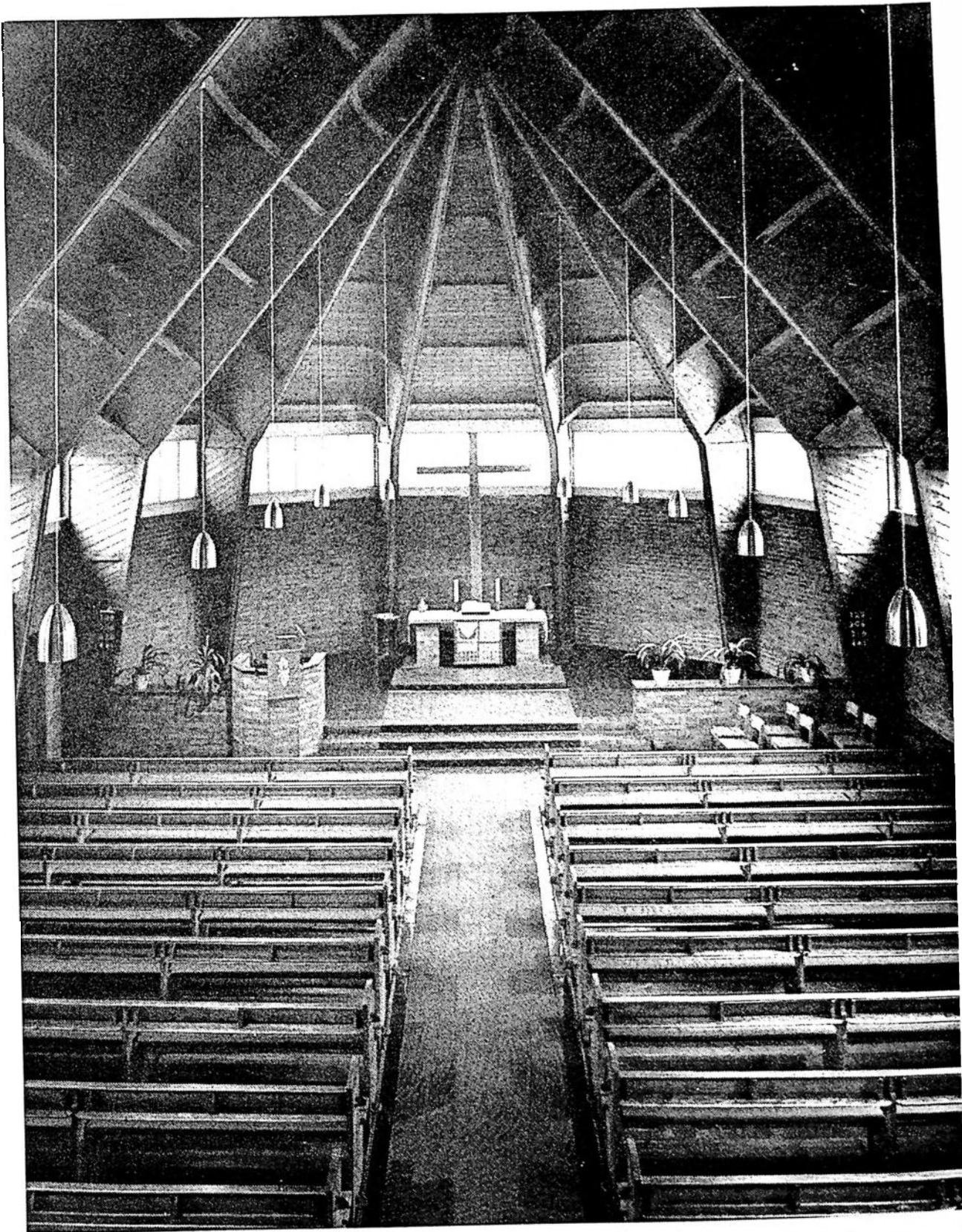
Trotz der fabrikmäßig hergestellten Bauteile gab es verschiedene, den örtlichen Gegebenheiten angepaßte Grundrißtypen. Die einschiffige Bochumer „Notkirche“ mit polygonalem Altarraum der evangelischen Kirchengemeinde in Hamme wurde unmittelbar an die Rückfront des wiederaufgebauten Gemeindehauses gesetzt. Einweihung war im April 1950. Die Ziegel, in mühseliger Handarbeit gereinigt, stammen aus den Trümmern des alten Gemeindehauses. Die Wände im Innern blieben unverputzt. Auch Altar und Kanzel sind aus Trümmerziegeln. Das Licht fällt durch ein durchlaufendes Fensterband aus leicht getöntem, im Altarraum mit Schwarzlot behandeltem Industrieglas.

Das große Altarkreuz hat ein Gemeindeglied aus einem Baumstamm gehauen. Es zeigt deutlich die Spuren seiner Bearbeitung. Doch gerade die Verbindung der standardisierten Konstruktion mit dem Individuellen, Ortsgebundenen ist ein wesentliches Merkmal der „Notkirchen“. So befindet sich an dem Altarkreuz der Bochumer Kirche auch ein kleines Nagelkreuz, hergestellt aus zwei Dachstuhlnägeln der 1940 von den Nationalsozialisten vollständig zerstörten Kathedrale von Coventry im Westen Englands. Wiederaufgebaut wurde die Kathedrale mit Spenden aus der ganzen Welt. Die im Gegenzug verteilten Nagelkreuze sollten Mahnmahl sein gegen die Schrecken des Krieges und Zeichen der Versöhnung zugleich. Das gleiche Zeichen setzte die „Notkirche“ von Bochum-Hamme. Sie gilt heute als ein bedeutendes Zeugnis der frühen Nachkriegszeit.

Sigrid Godau

Literatur: Bredow Jürgen/Lerch, Helmut: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning, Darmstadt 1983, S. 124-13.

Bund Deutscher Architekten, Kreisgruppe Bochum (Hg.): Bauen in Bochum, Bochum 1986, S. 164.



„Notkirche“ von Otto Bartning, Altarraum
Photo: Stefan Kuhn

Johanneskirche der Christengemeinschaft (1966)

Als sich 1965 eine selbständige Bochumer Gemeinde der Christengemeinschaft gründete, stand fest, daß eine eigene Kirche hohen künstlerischen Ansprüchen genügen sollte. Dank persönlicher Beziehungen gelang es der kleinen Gemeinde, einen großen Architekten dafür zu gewinnen: Hans Scharoun, dessen heute wohl bekanntestes Werk die Berliner Philharmonie ist. Die Johanneskirche ist der einzige Kirchenentwurf Scharouns, der verwirklicht wurde.

Mit Scharoun war ein Architekt beauftragt worden, dessen eigene Form des „organischen Bauens“ sich mit den anthroposophischen Vorstellungen der Auftraggeber gut in Übereinstimmung bringen ließ. Darüber hinaus kam der Bau einer Kirche der Neigung Scharouns entgegen, in seinen Bauten die Vereinzelung des Menschen aufzuheben und Gemeinschaft erlebbar zu machen.

Der niedrige Backsteinbau hat ein charakteristisches, aber eher unauffälliges Äußeres. Das Innere der Kirche wird durch die Raumstruktur bestimmt, die durch schlichte Materialien - unverputzten Backstein, Holzleisten und weißes Glas - noch betont wird. Der von stumpfen Winkeln geprägte Grundriß ordnet um das Zentrum herum, in dem die Gemeinde sitzt, vier mehr oder minder ausgebauten Eckräumen vier Bestimmungen zu: Eingang, Musik, Predigt und Sakristei. Der Altar befindet sich an der Ostwand.

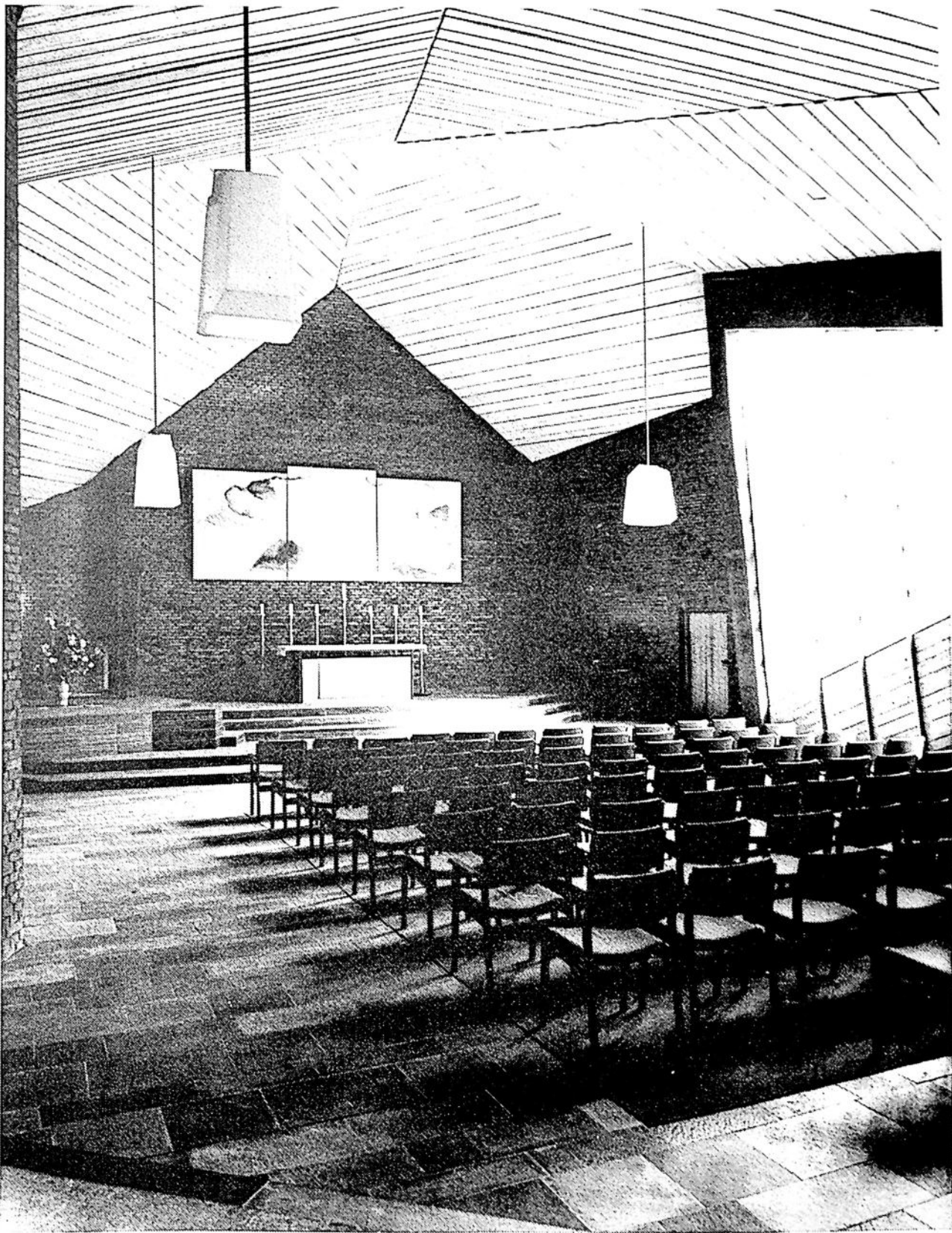
Während drei Wände nur vereinzelt von kleinen, meist dreieckigen Fenstern durchbrochen sind, wird die nach innen geneigte Südwand diagonal von einem Fenster durchteilt. So entsteht eine große, ebenfalls dreieckige Lichtfläche, die in sich wieder in spitzwinklige Dreiecke aufgeteilt ist. Dieser Auflösung der Mauer durch Glas begegnet man häufiger bei Scharouns Bauten. Sie hebt klare Raumbegrenzungen auf und nimmt ihnen den flächenhaften Charakter.

Besonders wirkungsvoll ist der Lichteinfall oberhalb des Altars, der von einem Lichtstrahl fast transzendenten Charakters beleuchtet wird. Die einzelnen, mit Holz verkleideten Bahnen der Decke laufen aufeinander zu, sind aber an ihrem Treffpunkt über dem Altar so gegeneinander verschoben, daß dort ein Oberlicht entsteht. Die Bestuhlung der Kirche wirkt solide und bescheiden. Die Altarleuchten wurden von Wilhelm Wagenfeld, einem bekannten Gestalter der Bauhaus-Schule, 1967 entworfen.

Die an ein neoklassizistisches Gutshaus (das Pfarrhaus) angebaute Kirche steht heute noch mit weiteren Bauten in direkter Beziehung: Ende der 80er Jahre wurde dem Ensemble die Lazaruskapelle, als Aufbahrungskapelle der Gemeinde, von Claude Decressonnière und Roland Stalling hinzugefügt. Obwohl hier vor allem barocke Formen aufgegriffen werden, weist z.B. die Deckensegmentierung auf die Johanneskirche hin, und auch das Oberlicht korrespondiert mit ihr. Dem Barock verpflichtet ist die ungewöhnliche Farbgebung, die im Kontrast zur Hauptkirche steht.

Dorothee Hasskamp

Literatur: J. C. Bürkle: Hans Scharoun. München/Zürich/London 1993, S. 145ff.



Johanneskirche, Altarraum
Photo: Stefan Kuhn

ambiscara - Verein zur Förderung der Archäologie im Ruhrgebiet

Das moderne Ruhrgebiet ist ein Raum, der seit nahezu einer Million (!) Jahren immer wieder Menschen zum Aufenthalt eingeladen hat. Mehrere tausend Generationen haben vor uns hier gelebt, hier gearbeitet, hier gefeiert: Neandertaler und ihre Vorgänger ebenso wie Germanen, Römer, Franken, Sachsen, unsere Großeltern und Eltern. Vielfältigste Spuren jener Epochen sind noch im Gelände sichtbar oder im Boden verborgen. Doch wir kümmern uns nicht um diese Zeugnisse unserer Geschichte, im Gegenteil, wir lassen es zu, daß sie täglich bedenkenlos zerstört werden, wir begreifen nicht, daß sie bald gänzlich verschwunden sein werden. Wollen wir unseren Kindern, unseren Enkeln und den folgenden Generationen eine geschichtslose Region hinterlassen?

Der „**Verein zur Förderung der Archäologie im Ruhrgebiet e. V.**“ plant Projekte und Aktivitäten, deren gemeinsames Ziel es ist, die archäologische Forschung im Revier zu intensivieren. Einige dienen unmittelbar wissenschaftlichen Belangen und werden in Absprache und Koordination mit den zuständigen Fachinstitutionen durchgeführt; andere wenden sich an die interessierte Öffentlichkeit, so zum Beispiel die Exkursionen, Vorträge, Kurse, Publikationen etc., die mit Möglichkeiten und Chancen archäologischer Forschungen ebenso vertraut machen wollen wie mit den Gegebenheiten dieser Region.

„**Freizeit und Archäologie**“ nennt sich das Exkursionsprogramm des Vereins. Derzeit kann man sich auf rund zwei Dutzend Ausflügen selbst von der Vielzahl und Vielfalt der noch sichtbaren archäologischen Denkmäler im Revier überzeugen und erfahren, was diese Denkmäler den Archäologen über die Menschen und ihre Zeit berichtet haben oder zu erzählen wissen. Die Angebotspalette ist breit. Im Mittelpunkt der Fahrten können einzelne Epochen der regionalen Siedlungsgeschichte, bestimmte Typen archäologischer Denkmäler, spezielle Aspekte der Forschung oder die Archäologie einer Gemeinde, einer Stadt, eines Kreises stehen. Die Ausflüge wenden sich an Einzelreisende; für geschlossene Gruppen gibt es aber auch die Möglichkeit, Exkursionen zu einem bestimmten Themenkomplex durchzuführen.

„**Archäologie im Revier**“ ist der Titel einer kleinen, in lockerer Folge erscheinenden Publikationsreihe. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, die Menschen innerhalb und außerhalb des Ruhrgebietes auf allgemein-verständliche Weise von der Vielzahl und Vielfalt der geborgenen und noch im Boden befindlichen archäologischen Denkmäler zu informieren. Oft datieren diese Urkunden in schriftlose Zeiten und sind dann die einzigen Zeugnisse, die uns etwas über die seinerzeit hier lebenden Menschen erzählen können. Aber auch für die Geschichte des Mittelalters, der Neuzeit und sogar unserer Zeit sind archäologische Urkunden von großer Bedeutung, denn was sie uns zu berichten haben, hilft, die Vorstellungen, die wir aus schriftlichen, bildlichen oder mündlichen Überlieferungen gewonnen haben, zu ergänzen, zu bestätigen oder zu korrigieren.

Weitere Informationen:

Verein zur Förderung der Archäologie im Ruhrgebiet e. V.
Vorstand: Priv. Doz. Dr. Herbert Lorenz
Auf dem Aspei 63. 44801 Bochum. Tel/Fax: 0234/704251

Wir würden uns freuen, von Ihnen zu hören.

Untypische Vorstellung. Kortum - Gesellschaft Bochum e.V.

1921 als "Vereinigung für
Heimatkunde" im Sitzungs-
saal der Bochumer Stadt-
verordneten gegründet.

Bochumer Heimatbücher seit
1925 in acht Bänden. Zeit-
schrift "Bochumer Zeit-
punkte" seit 1991. Betei-
ligt an Reprints von Kor-
tums Stadtgeschichte
(1790), von Darpes "Ge-
schichte der Stadt Bochum"
(1887/94). Mitherausgeber
von "Bochum zu Fuß" und
"Heinrich Schmiedeknecht".

Jahresprogramme zur Geschichte
von Stadt und Region mit Be-
richten, Spaziergängen und Ex-
kursionen. Herbstfeste im Ritter-
saal auf Haus Kernnade. Markt
der Möglichkeiten (IBA). "Tag des
offenen Denkmals" 1993 / 1994.

Denkmalschutz: Wir
beziehen Stellung für
die Erhaltung von
Baudenkmalern. Bei-
spiele sind das
Stadtbad Bochum, das
früher einmal geplan-
te Hotel im denkmal-
werten Stadtpark, der
einsturzgefährdete
Turm der Christuskir-
che, das leider ab-
gerissene "Tusculum",
die Restaurierung des
Schauspielhauses.

Orte der Erinnerung, wie
das Grab Carl Arnold
Kortums (1745-1824) und
die "Trauernde" (1955),
das zentrale Mahnmal für
die Opfer von Krieg und
Gewaltherrschaft, werden
auch aufgrund unserer An-
regung sorgsam gepflegt.

Unsere selbstgestellte Aufgabe ist
es, die Geschichte Bochums und
des Ruhrgebietes in Erinnerung zu
halten, kritisch zu erforschen und
in der Öffentlichkeit darzustellen.
Unser Mitgliedsbeitrag liegt bei
30,- DM im Jahr, Konto Nr. 13
59 777 bei der Sparkasse Bochum
BLZ 430 500 01. Wir freuen uns,
wenn Sie uns als Förderer, Gast
oder Mitglied unterstützen wollen.

**Kortum - Gesellschaft
Bochum e.V.** - Vereinigung
für Heimatkunde, Stadtge-
schichte und Denkmalschutz.
Graf-Engelbert-Str.18, 44791
Bochum / Auskünfte:
Eberhard Brand 58 14 80;
Dr. Hans H. Hanke 51 21 91.
Wir laden Sie ein.

